BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seneca, Lucius Annaeus / Moser, Johannes / Haakh, Adolf,

Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke

Bd.: 14

Stuttgart 1835

A.lat.b. 1732 d-13/17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246512-0

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, C. N. Osiander,
und G. Schwab.

Hundert und eilftes Bändchen.

Seneca's Werke XIV.

Treu

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, C. N. Osiander,
und G. Schwab.

Hundert und eilftes Bändchen.

Seneca's Werke XIV.

Römische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,
C. N. v. Osiander und G. Schwab,
Professoren zu Stuttgart.

Hundert und eilftes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper
in Wien.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen
Werke.

Vierzehntes Bändchen.

Briefe,

Uebersetzt

von

August Pauly,

Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart.

Drittes Bändchen.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.

1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sechsundsechzigster Brief.

Ueber das stoische Paradoxon von der Gleichheit der Güter.

Claranus, meinen Mitschüler, sah ich nach vielen Jahren wieder — „als Greis" hoffe ich nicht hinzusetzen zu müßen — aber ich fand ihn am Geiste wahrhaftig noch frisch und kraftvoll, und der Schwächen seines Körpers sich erwehrend. Die Natur hat ihn ungünstig behandelt: sie hat einen so trefflichen Geist schlecht untergebracht. Oder wollte sie etwa gerade Das an ihm zeigen, daß eine starke und reichbegabte Seele in jeglicher Körperhülle wohnen könne? Doch Claranus überwand alle Hindernisse: von der Verachtung seines Leibes gelangte er zur Verachtung alles Uebrigen. Der Dichter scheint mir zu irren, wenn er sagt:

Lieblicher wahrlich erscheint bei reizendem Körper die Tugend *).

Die Tugend bedarf keines Schönheitsmittels: sie selbst ist ihr schönster Schmuck, und weiht auch ihren Körper. Wenig=

*) Virgil Aen. V, 544.

stens, wenn ich unsern Claranus betrachte, so finde ich ihn schön, und seinen Körper so gerade, als es seine Seele ist. Auch aus einer Hütte kann ein großer Mann hervorgehen, und eine schöne und große Seele aus einem mißgestalteten und gebrechlichen Körperchen. Oft scheint es mir wirklich, als ob die Natur nur darum solche Wesen schaffe, um zu beweisen, daß die Tugend allenthalben gedeihe. Könnte sie die Seelen ohne alle Hülle hervorgehen lassen, so hätte sie es gethan; nun thut sie mehr: sie schafft Seelen, die durch ihren Leib bedrückt, gleichwohl durch jeden Widerstand hindurchbrechen. Claranus, so glaube ich, ist zu dem Beispiele geschaffen, an dem wir lernen können, daß durch einen mißgestalteten Körper die Seele nicht entstellt, wohl aber durch eine schöne Seele der Körper verschönert werde.

Wiewohl wir nur sehr wenige Tage beisammen zugebracht haben, so unterhielten wir uns doch in sehr mannigfaltigen Gesprächen, welche ich nach und nach aufzeichnen und Dir mittheilen will. Am ersten Tage untersuchten wir die Frage: „wie können die Güter unter sich gleich seyn, wenn ihre Beschaffenheit eine dreifache ist?" Nach der Lehre der Stoiker gibt es erste Güter, wie: Freude, Friede, Wohlfahrt des Vaterlandes. Andere heißen zweite Güter, nämlich solche, die bei unglücklichen Anlässen hervortreten, wie: Geduld unter Martern, Gelassenheit in schweren Krankheiten. Jene ersten wünschen wir uns schlechthin; diese nur, wenn es nöthig ist. Noch gibt es dritte; z. B. ein anständiger Gang, ein ruhiger und ehrlicher Ausdruck des Gesichtes, und eine Haltung, wie sie einem vernünftigen Mann ziemt. Wie können nun diese Güter unter sich gleich seyn, da die

einen an und für sich wünschenswerth, die andern es nur unter den widrigsten Umständen sind? Wollen wir hier unterscheiden, so müßen wir auf das erste Gut zurückgehen, und näher betrachten, welcher Art es ist. Eine Seele, welche die Wahrheit erkennt, kundig Dessen, was zu meiden, und was zu erstreben ist; welche nicht nach dem Wahn, sondern nach dem wahren Wesen den Werth der Dinge schätzt; welche in die Tiefen des Weltganzen eindringt; im Denken wie im Handeln gleich thätig, so erhaben als kräftig, von Widrigem wie von Angenehmem gleich unbesiegt, keinem Geschicke sich beugend, über alle Begegnisse und Zufälle emporragend, schön mit Würde, bei voller Kraft besonnen und nüchtern, leidenschaftlos und unverzagt, von keiner Macht gebrochen, durch kein Ereigniß gehoben noch niedergedrückt — so ist die Tugend; dieß wäre ihre Gestalt, wenn sie vor Einen Blick träte, mit Einemmale ganz sich offenbarte. Allein sie zeigt sich in mehreren Erscheinungen, welche sich nach der Mannigfaltigkeit des Lebens und der Handlungen entfalten, ohne daß sie selbst deswegen kleiner oder größer würde. Abnehmen kann ja das höchste Gut nicht, noch die Tugend rückwärts schreiten: nur in ihren Aeußerungen ändert sie sich, indem sie sich je nach den Gegenständen, auf welche sich ihre Wirksamkeit bezieht, anders gestaltet. Was sie immer berührt, verähnlicht sie sich, und gibt ihm ihre Farbe. Handlungen, Verbindungen, bisweilen ganze Häuser, die sie betritt und ordnet, verschönert sie; was sie immer behandelt, macht sie liebenswerth, ausgezeichnet, bewunderswürdig. So kann ihre Kraft und Größe nicht höher steigen, da das Größte

keines Zuwachses fähig ist. Das Rechte kann nicht rechter seyn, ebensowenig als das Wahre wahrer, das Gleichgewicht gleicher.

Alle Tugend beruht auf einem Maße von bestimmter Messung. Die Standhaftigkeit ist keiner Steigerung fähig, so wenig als das Selbstvertrauen, die Wahrhaftigkeit, die Redlichkeit. Was kann zu dem Vollkommenen noch hinzutreten? Nichts: oder es war das Vollkommene nicht, so lange noch etwas hinzukam. Eben so die Tugend: kann etwas zu ihr hinzugefügt werden, so fehlt ihr etwas. Auch das Sittlichgute nimmt keinen Zuwachs an; denn es ist das Sittlichgute eben wegen Dessen, was ich anführte. Ferner das Anständige, das Gerechte, das Gesetzmäßige — sollte es nicht immer sich selbst gleich, in festbestimmte Grenzen eingeschlossen seyn? Zunehmen zu können, ist ein Zeichen des Unvollendeten. Alles Gute fällt unter dasselbe Gesetz: verknüpft ist das Wohl des Einzelnen und Aller wahrlich eben so unzertrennlich, als das Lobenswerthe und das Begehrenswürdige. Folglich sind die Tugend unter sich gleich und die Werke der Tugend und alle Menschen, welche sie besitzen. Vorzüge der Pflanzen und Thiere sind, weil sie endlich, auch wandelbar, hinfällig und ungewiß; sie heben sich empor und sinken, und haben daher veränderlichen Werth. Den Tugenden des Menschen ist Eine Richtschnur gezogen: die richtige Vernunft ist Eine und einfach. Es ist Nichts göttlicher, als das Göttliche, und himmlischer als das Himmlische. Sterbliches mindert sich, sinkt, nützt sich ab; wie es wächst und anschwillt, so erschöpft es sich. Bei dieser Wandelbarkeit ihres Wesens sind sie unter sich ungleich; das Göttliche hat

Eine Natur. Die Vernunft aber ist nichts Anderes, als ein in den Menschenleib gesenkter Theil göttlichen Geistes. Wenn die Vernunft göttlich, kein Gut aber ohne Vernunft ist, so ist alles Gute göttlicher Natur. Unter dem Göttlichen ist kein Unterschied, also auch nicht unter den Gütern. Sonach sind Freude und eine muthvolle und standhafte Erduldung von Martern sich gleich: die Seelengröße ist bei beiden dieselbe; dort jedoch in Ruhe und ungespannt, hier im Kampfe und angestrengt. Wie sollte nicht gleich seyn die Tapferkeit Dessen, der muthvoll der Feinde Mauern erstürmt, und Dessen, der die Belagerung mit ausharrender Geduld erträgt. Groß ist Scipio, der Numantia einschließt und bedrängt, und die unbesiegten Hände zwingt, sich vernichtend gegen sich selbst zu kehren; aber nicht minder groß sind die Seelen der Belagerten, welche wissen, daß Niemand eingeschlossen ist, dem der Tod offen steht, und der in den Armen der Freiheit sein Leben verhaucht. Eben so sind die übrigen unter sich gleich, die Seelenruhe, die Ehrlichkeit, die Freigebigkeit, die Beständigkeit, der Gleichmuth, die Geduld; denn ihnen allen liegt die Eine Tugend zu Grunde, welche der Seele ihre gerade und unwandelbare Richtung gibt.

So wäre also kein Unterschied zwischen der Freude und der unbeugsamen Geduld unter Leiden? Keiner, rücksichtlich der Tugenden selbst; ein sehr großer, in Hinsicht der Umstände, unter welchen sich beide Tugenden äußern. Denn in dem einen Fall ist die Seele im Zustande der natürlichen Ruhe und Gelassenheit; in dem anderen im Zustande des der Natur widerstreitenden Schmerzes. Dergleichen nun sind Mitteldinge, welche einen großen Unterschied zulassen: die Tugend

ist in beiden gleich. Die Tugend wird durch den Stoff nicht anders; der harte und schwierige macht sie nicht schlechter, der erfreuliche und erheiternde nicht besser. Nothwendig also müßen beide Güter sich gleich seyn; denn der Eine kann in seiner Freude sich nicht besser betragen, noch der Andere besser in seinen Qualen; zwei Dinge aber, welche nicht besser werden können, sind gleich. Denn wenn Das, was außerhalb der Tugend liegt, dieselbe vermindern oder vermehren könnte, so hörte das Sittlichgute auf, das einzige Gut zu seyn: und giebst Du Dieses zu, so ist es um das Sittlichgute überhaupt geschehen. Warum? Ich will Dir's sagen: weil Nichts sittlichgut ist, was der Mensch ungern, was er gezwungen thut. Alles Sittlichgute ist freiwillig: laß Trägheit, Klage, Zaudern, Furcht hinzutreten, und es hat das Beste, was es an sich hat, verloren, das Wohlgefallen an sich selbst. Nichts kann tugendhaft seyn, was nicht eine That der Freiheit ist; denn wo Furcht ist, da ist Knechtschaft. Alle Tugend ist ruhig und ohne Anfechtung; stellt sich bei ihr Widerwille, Beschwerde, Ueberzeugung von einem Uebel ein, so hat sie etwas Störendes in sich aufgenommen, und kämpft mit sich selbst in großem Zwiespalt. Denn von der einen Seite ruft das Gute in seiner herrlichen Gestalt; von der andern hält die Besorgniß eines Uebels sie zurück. Somit, Wer sittlichgut handeln will, soll den Widerstand, wenn er ihn auch für ein Ungemach hält, doch nie für ein Uebel halten: er soll entschlossen seyn, er soll, was er thut, gern thun. Die Tugend ist unabhängig von Befehl und Zwang; sie ist rein und mit keinem Uebel gemischt.

Ich weiß, was man mir hier erwiedern könnte: „wie? du unternimmst es, uns zu überreden, es sey kein Unterschied, ob der Mensch im Zustande der Freude sey, oder auf der Folter liege, und seinen Peiniger ermüde?" Ich könnte antworten: „auch Epikurus sagt, der Weise werde, selbst bratend im Stiere des Phalaris, ausrufen: „„Süß ist's hier; der Schmerz berührt mich nicht!"" Und Du wunderst Dich, wenn ich, ein Stoiker, behaupte, die Güter Beider seyen gleich, das des Einen, der sich zum Gastmahle gelagert hat, und das des Andern, der unerschüttert unter Martern steht? Da ja doch, was noch unglaublicher, ein Epikurus sagt, „die Peinigungen seyen süß." Allein ich antworte, es sey ein großer Unterschied zwischen Freude und Schmerz: und wenn es sich von einer Wahl handelt, so werde ich die eine suchen und den andern vermeiden: jene ist der Natur gemäß, dieser ihr zuwider. In dieser Hinsicht beurtheilt, sind sie durch einen großen Abstand getrennt. Kommt aber die Tugend in Frage, so ist sie in beiden Fällen sich gleich, wenn sie unter heitern Umgebungen, und wenn sie unter leidigen wandelt. Keinen Einfluß hat Mißhandlung, Schmerz und anderes Ungemach; die Tugend überwindet Alles. Gleichwie die kleinern Lichter durch die Klarheit der Sonne verdunkelt werden, so verdrängt und unterdrückt die Tugend durch ihre Größe alle Schmerzen, Mühseligkeiten und Kränkungen, und wohin sie strahlt, da erlischt Alles, was ohne sie erscheint; und alle Widerwärtigkeiten, welche auf die Tugend fallen, machen nicht mehr aus, als ein Regen, der in's Meer fällt.

Zum Beweise, daß es so ist, wird der Tugendhafte zu jeder schönen That ohne alles Zaudern eilen: mag hier der

Henker, mag dort der Peiniger mit Folter und Feuer stehen, er wird beharren und nicht darauf sehen, was er zu leiden, sondern was er zu thun hat: er wird der edlen That sich, wie einem rechtschaffenen Manne, vertrauen, und wird sie für nützlich, für sicher, für heilbringend erkennen. Die edle, aber mit Mühsal und Ungemach verbundene That wird ihm eben so viel gelten, als ein tugendhafter, aber armer, verbannter oder kränklicher Mann. Wohlan denn! stelle auf die eine Seite einen tugendhaften, von Ueberfluß umgebenen Reichen; auf die andere Einen, der sonst Nichts hat, als Alles in sich; Beide werden gleich tugendhaft seyn, so verschieden auch ihre Glücksumstände sind. Dasselbe Urtheil gilt, wie gesagt, von den Sachen, wie von den Menschen: gleich preiswürdig ist die Tugend, wenn sie in einem kranken und gefesselten, wie wenn sie in einem starken und freien Körper wohnt. Darum wirst auch Du Deine Tugend nicht höher rühmen, wenn Dir das Schicksal einen untadeligen Körper, als wenn es Dir einen irgendwie mangelhaften gab: sonst hieße es, den Herrn nach der Tracht seines Sklaven beurtheilen. Denn alles Dasjenige, worüber der Zufall seine Herrschaft übt, Geld, Körper, Ehrenstellen, sind Sklavendinge; zerbrechliche, hinfällige, unsichere Besitzthümer. Jene hinwieder, die Werke der Tugend, sind frei und unüberwindlich, gleich werth unseres Strebens, sie mögen vom Glücke freundlich behandelt, oder von der Ungunst der Umstände verkümmert werden. Wie es mit der Freundschaft gegen Menschen ist, so ist es mit dem Verlangen nach Dingen. Du würdest, glaube ich, den Tugendhaften, wenn er reich ist, nicht mehr lieben, als wenn er arm ist, noch den starken und

muskelkräftigen mehr, als den magern und schwächlichen; eben so wirst Du auch einen Gegenstand von heiterem und friedlichem Wesen nicht mit größerem Verlangen begehren, als einen ungeordneten und mühevollen. Wenn Du jedoch heute von zwei gleich tugendhaften Männern den Einen, weil er zierlich gekleidet ist und von Salben duftet, höher schätzen wolltest, als den bestaubten und struppigten, so würde es bald dahin kommen, daß Dir der Mann von ganzen und unversehrten Gliedmaßen lieber wäre, als der gebrechliche oder Einäugige; und allmählig würdest Du den Ekel so weit treiben, daß Du von zwei gleich rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern den lockigen und zierlich gekräuselten dem kahlen vorzögest. Wo zwei sich gleich sind an Tugend, kommt Ungleichheit in andern Dingen nicht in Betracht: denn alles Andere ist nicht Theil, sondern Zuthat. Welcher Vater macht einen so unbilligen Unterschied, daß er den gesunden Sohn mehr liebte als den kranken, den stattlichen und großgewachsenen mehr, als den kleinen oder mittelgroßen? Die wilden Thiere unterscheiden nicht unter ihren Jungen; sie legen sich nieder, um eines wie das andere zu säugen. Die Vögel theilen das Futter gleichmäßig aus. Ulysses eilte nach den nackten Felsen seines Ithaka mit demselben Verlangen, wie Agamemnon nach Mycenä's hochberühmten Mauern. Niemand liebt seine Vaterstadt, weil sie groß, sondern weil sie die seinige ist. Was ich damit will? Dich überzeugen, daß die Tugend alle ihre Werke, wie ihre Kinder, mit denselben Augen betrachte, und alle pflege, doch angelegentlicher noch die angefochtenen; wie denn auch die Elternliebe mehr zu denen, die sie bemitleidet, sich hinneigt. So liebt die

Tugend ihre Werke, die sie angefeindet und bedrängt sieht, zwar nicht in höherem Grade, aber, wie gute Eltern thun, sie hegt und pflegt sie mehr.

Warum ist aber nicht das eine Gut größer als das andere? Weil es nichts Angemesseneres geben kann, als das Angemessene, nichts Ebeneres, als das Ebene. Du kannst nicht sagen: das Eine sey einem Anderen mehr gleich als ein Drittes; so kann auch Nichts sittlich besser seyn, als das sittlich Gute. Ist nun die Natur aller Tugenden gleich, so sind auch die drei Arten von Gütern gleich. Ich behaupte also: gleich ist die Mäßigung in der Freude, und die Mäßigung im Schmerz. Jene Freude überwindet diese Seelenstärke nicht, welche auf der Folter die Seufzer unterdrückt. Jene Güter sind wünschens-, diese bewundernswerth, beide nichts desto weniger gleich; weil, was diese Ungemächliches haben, von dem größeren Gute als einer Hülle bedeckt wird. Wer sie für ungleich hält, sieht von den Tugenden selbst ab, und faßt die Außendinge in's Auge. Die wahren Güter sind gleich an Gewicht und Umfang; jene falschen haben viel Nichtiges. Ansehnlich und groß erscheinend dem Anblicke, täuschen sie, auf die Wagschale gelegt, die Erwartung.

So ist es, mein Lucilius: Was die reine Vernunft empfiehlt, ist gediegen und ewig, kräftigt den Geist und hebt ihn auf eine Höhe, die er nie mehr verlassen wird. Jenes alles, was unüberlegt gepriesen wird, und nach des Pöbels Urtheil gut ist, schwellt das Herz mit nichtiger Freude. Wiederum Das, was man als ein Uebel fürchtet, jagt der Seele Schrecken ein, und ängstigt sie, wie die Thiere der Schein der Gefahr. Beides also erweitert das Herz oder

quält es ohne Grund; das Eine ist der Freude so wenig, als das Andere der Furcht werth. Nur die Vernunft ist unveränderlich und hält ihr Urtheil fest; denn sie dient nicht den Sinnen, sondern sie gebietet ihnen. Die Vernunft ist der Vernunft gleich, wie das Rechte dem Rechten; also auch die Tugend der Tugend; denn sie ist nichts Anderes als die rechte Vernunft. Alle Tugenden sind Aeußerungen der Vernunft; sind sie dieß, so sind sie recht; sind sie recht, so sind sie unter sich gleich. Wie die Vernunft ist, so sind auch ihre Handlungen; also sind sie alle gleich. Denn da sie der Vernunft gleichartig sind, so sind sie es auch unter sich. Gleich aber, sage ich, sind die Handlungen unter sich, weil sie recht sind und sittlich gut. Uebrigens werden sie große Verschiedenheiten haben je nach der Mannigfaltigkeit des Stoffes, der bald einen größeren, bald einen geringeren Umfang hat; bald glänzend, bald ruhmlos ist; bald auf Viele sich erstreckt, bald auf Wenige. In allen ist Das, was das Wesentliche ist, sich gleich; sie sind sittlich gut. Eben so sind alle tugendhaften Menschen sich gleich, sofern sie tugendhaft sind; allein sie unterscheiden sich in Rücksicht auf Alter: der Eine ist älter, der Andere jünger; in Rücksicht auf den Körper: der Eine ist schön, der Andere häßlich; in Rücksicht auf Glücksgüter: Dieser ist reich, Jener arm, Dieser beliebt, mächtig, von Städten und Nationen gekannt, Jener den Meisten unbekannt und im Dunkeln. Aber vermöge Dessen, daß sie tugendhaft sind, sind sie gleich. Ueber Gut und Uebel kann die Sinnlichkeit nicht urtheilen; was nützlich ist, was nicht, ist ihr unbekannt. Sie kann ihre Stimme über Nichts abgeben, was sie nicht unmittelbar berührt. Sie sieht so wenig

das Künftige voraus, als sie des Vergangenen sich erinnert; was erfolgen muß, weiß sie nicht. Hieraus aber entsteht die zusammenhängende Ordnung und Folge der Dinge, und die geregelt fortschreitende Einheit des Lebens. Die Vernunft also ist die Richterin über Gut und Uebel: Fremdes und Aeußeres achtet sie gering, und jene Dinge, die weder Güter sind noch Uebel, erklärt sie für höchst unbedeutende, geringfügige Zugaben: alles Gute liegt ihr in der Seele. Uebrigens betrachtet sie einige Güter für die ersten, zu welchen sie sich geflissentlich hinwendet, wie Sieg, Wohlfahrt des Vaterlandes, gute Kinder: andere für die zweiten, welche nur unter ungünstigen Umständen zur Erscheinung kommen, z. B. gelassene Ertragung einer schweren Krankheit oder der Verbannung; wieder andere für mittlere, welche eben so wenig der Natur gemäß, als ihr zuwider sind, wie ein gemessener Gang, eine gute Haltung beim Sitzen. Denn es ist nicht weniger naturgemäß, zu sitzen, als zu stehen oder zu gehen. Jene beiden ersteren Güter sind verschieden: denn die ersten sind der Natur gemäß, wie die Freude an der liebevollen Gesinnung der Kinder, an dem ungestörten Wohle des Vaterlandes; die zweiten sind gegen die Natur, ein muthiger Widerstand gegen Martern, geduldige Ertragung des Durstes bei brennender Fieberhitze. Wie so? „Gibt es also ein Gut, das gegen die Natur wäre?" Keineswegs: sondern die Lage, in welcher sich jenes Gut äußert, ist bisweilen gegen die Natur. Verwundet, oder über Gluthen verzehrt, von schmerzvollen Krankheiten geplagt werden, ist gegen die Natur; aber unter diesem Allem einen unermüdlichen Muth behaupten, ist der Natur gemäß. Und um kurz auszudrücken, was

ich meine: der Stoff des Guten ist bisweilen gegen die Natur, das Gute nie; denn es gibt kein Gutes ohne Vernunft; die Vernunft aber folgt der Natur. Was ist also die Vernunft? Die Nachbildung der Natur. Und welches ist das höchste Gut des Menschen? Nach dem Willen der Natur sich betragen.

„Doch läßt sich nicht zweifeln, daß ein nie gestörter Friede beglückender ist, als ein mit vielem Blute erworbener. Es läßt sich nicht zweifeln, daß eine unerschütterte Gesundheit erfreulicher ist, als eine solche, die man aus schweren, und das Aeußerste drohenden Krankheiten nur mit angestrengter Mühe und vielem Dulden gerettet hat. So wird auch nicht zu bezweifeln seyn, daß die Freude ein größeres Gut ist, als die muthige, brennenden Qualen sich entgegenstemmende Geduld." Keineswegs: jene zufälligen Dinge lassen vielfältige Unterschiede zu; man schätzt sie nach dem Vortheil des Empfangenden.. Die Güter haben nur Eine Aufgabe: Uebereinstimmung mit der Natur. Erreichen sie diese, so sind sie alle gleich. Wenn der Senat dem Antrag eines Mitgliedes beitritt, so kann man nicht sagen, Dieser stimme noch mehr bei, als Jener; sondern Alle vereinigen sich in derselben Meinung. Dasselbe sage ich von den Tugenden: alle stimmen mit der Natur; dasselbe auch von den Gütern: alle stimmen mit der Natur. Einer stirbt als Jüngling, ein anderer als Greis, wieder ein Anderer als Knabe, dem nur erst ein Blick in's Leben zu werfen vergönnt ward: alle Diese waren in gleicher Art sterblich, wenn auch der Tod das Leben des Einen länger fortschreiten ließ, das des Andern mitten in der Blüthe abschnitt, das eines Dritten

im ersten Beginn unterbrach. Eines Leben erlischt über der Tafel; bei einem Andern geht der Schlaf über in den Tod; ein Anderer gibt den Geist auf in währendem Liebesgenuß. Hinwiederum denke Dir Andere, welche das Schwert durchbohrte, oder ein Schlangenbiß entseelte, oder einstürzende Trümmer zerschmetterten, oder die Folter mit allmähliger Nervenlösung stückweise abtödtete — des Einen Ende kann besser, des Andern schlimmer genannt werden, der Tod selbst ist bei Allen der gleiche. Die Wege, auf welchen er kam, sind verschieden; das Ziel, wo sie enden, ist nur Eines. Kein Tod ist größer oder geringer; er hat bei Allen dasselbe Maß, daß er das Leben endigt. Eben dieß sage ich Dir von den Gütern. Dieses erscheint unter lauter Freuden, jenes unter traurigen und herben Dingen; dieses regelt die Gunst des Geschicks, jenes bändigt seine Gewaltthätigkeit: beide sind gleich gut, obwohl jenes auf ebenem Boden, dieses auf rauhem wandelt. Aller Ziel ist dasselbe: sie sind Güter, sie sind lobenswürdig, und folgen der Tugend und Vernunft. Die Tugend macht unter sich gleich, was sie als das Ihrige anerkennt.

Auch darfst Du Dich nicht wundern, diese Lehre unter den unsrigen zu finden. Bei Epikurus giebt es zwei Güter, aus welchen jenes Höchste der Glückseligkeit entsteht: Freiheit des Körpers von Schmerz, und Freiheit der Seele von aller Unruhe. Diese Güter wachsen nicht, wenn sie vollständig sind; denn wie kann wachsen, was vollständig ist? Der Körper ist frei von Schmerz: was kann zu dieser Schmerzlosigkeit noch hinzukommen? Das Gemüth ist mit sich eins und ungetrübt: was kann zu dieser Seelenruhe noch hinzu-

kommen? Wie ein heiterer Himmel, ausgeläutert zum reinsten Glanze, keine größere Klarheit mehr erreichen kann, so ist der Mensch, der für Körper und Seele sorgt, und sein Gut aus der Vereinigung beider gewinnt, zur Vollkommenheit seines Zustandes gelangt: er hat die Erfüllung seines Verlangens gefunden, wenn keine Aufwallung in seiner Seele, kein Schmerz in seinem Körper ist. Fällt ihm noch Wohlthuendes von Außen zu, so vermehrt dieß sein höchstes Gut nicht, sondern würzt es nur, daß ich so sage, und macht es angenehm: denn jenes vollendete Gut des menschlichen Wesens fordert nur Körper- und Seelenfrieden.

Ich will Dir auch noch bei Epikurus eine der unsrigen sehr ähnliche Eintheilung der Güter nachweisen. Es gibt nach ihm Güter, welche ihm vorzugsweise wünschenswerth sind, als: Ruhe und Freiheit des Körpers von jedem Ungemach, Gelassenheit der Seele, die sich glücklich fühlt in Beschauung ihrer Güter; andere sind, die er zwar nicht gerne bei sich eintreten sieht, nichts desto weniger aber lobt und billigt, wie die eben erwähnte Geduld in Krankheit und heftigen Schmerzen, wie sie Epikurus bewies an jenem seinem letzten und glückseligsten Tage. Denn er sagte, „er leide in der Blase und dem entzündeten Unterleibe Qualen, die eines weitern Zuwachses nicht fähig seyen; gleichwohl sey ihm dieser Tag ein glücklicher Tag." Glücklich aber kann nur seyn, wer im Besitz des höchsten Gutes ist. Also auch nach Epikurus gibt es Güter, welche man lieber nicht an sich erfahren möchte; die jedoch, wenn es sich so fügt, freudig zu empfangen, zu loben, den höchsten gleich zu schätzen sind. Man kann nicht sagen, ein Gut sey nicht den größten gleich, das den Beschluß

eines glücklichen Lebens macht, und welchem Epikurus noch mit seinen letzten Worten dankte.

Erlaube mir, mein trefflichster Lucilius, ein noch kühneres Wort zu sprechen: wenn irgend Güter größer als andere seyn könnten, so möchte ich gerade diese, als traurige sich darstellenden, jenen weichlichen und wohlthuenden vorziehen. Denn es ist größer, Schwieriges zu brechen, als Erfreuliches zu mäßigen. Ich weiß, daß es dieselbe Vernunft ist, welche das Glück weise, und das Unglück mit Fassung ertragen läßt. Gleich tapfer kann der Krieger seyn, der vor dem Walle in Sicherheit die Wache hält, während kein Feind das Lager beunruhigt; wie jener, der mit abgeschnittenen Sehnen auf den Knieen sich fortschleppt, und seine Waffen nicht im Stiche läßt; — aber: „Glück zu, du Braver!" schallt nur Dem entgegen, der blutrünstig aus dem Kampfe geht. Darum möchte ich mir mehr jene angefochtenen Güter erloben, die sich im muthigen Kampfe mit dem Schicksal erprobten. Sollte ich anstehen, jene verstümmelte und ausgedorrte Hand des Mucius mehr zu preisen, als die unverletzte jedes andern Helden? Verachtend Feind und Flamme stand er, und sah ruhig seine Hand in das Heerdfeuer des Feindes tröpfeln, bis Porsenna, gerne sehend diese Strafe, aber neidisch auf seinen Ruhm, mit Gewalt ihn von dem Feuer reißen ließ. Wie sollt' ich dieses Gut nicht unter die ersten zählen, und es jenen unangefochtenen und vom Schicksal ungeprüften um so mehr vorziehen, je seltener es ist, den Feind mit der verlorenen Hand, statt mit der bewaffneten, zu überwinden? — „Also dieses Gut wirst du dir wünschen?" fragst Du. — Warum nicht? Wer ein solches nicht wünschen kann, kann

es auch nicht vollbringen. Oder soll ich lieber wünschen, daß ich meine Glieder den Dienern der Weichlichkeit hinbieten dürfe, um sie geschmeidig machen zu lassen? Daß ein Weib, oder ein zum Weibe gewordener Mann, die zärtlichen Finger mir recke? Wie sollte ich nicht einen Mucius für glücklicher halten, der das Feuer so behandelte, als hätte er seine Hand dem Sklaven, um sie zu behandeln *), überlassen? Er machte gut, was er versehen hatte: wehrlos und verstümmelt beendigte er den Krieg, und mit der zerstörten Hand überwand er zwei Könige **).

Siebenundsechzigster Brief.

Alles Gute ist wünschenswerth.

Der Frühling — um mit einem alltäglichen Gegenstande zu beginnen — hat angefangen, sich aufzuthun: allein da er schon daran war, in den Sommer überzugehen, wo er heiß werden sollte, ist er wieder kühler geworden; und noch ist ihm nicht zu trauen, denn oft fällt er in den Winter zurück. Zum Beweise, wie zweifelhaft er noch ist — ich wage mich

*) Zur Toilette weichlicher Römer gehörte auch, wie noch jetzt im Orient, daß man sich von einer eigens dazu bestimmten Person (tractator, tractatrix) die Glieder, besonders die Hand durch Reiben, Ausrecken der Finger und dergl. geschmeidig machen ließ.

**) Porsenna und den vertriebenen Tarquinius.

noch immer nicht in's kalte Wasser, sondern breche dessen harte Strenge. „Das heißt doch," sagst Du, „weder Kälte, noch Wärme ertragen." So ist es, mein Lucilius: mein Alter hat schon genug an seiner eigenen Kälte; thaut es doch kaum mitten im Sommer auf. So bringe ich meine meiste Zeit in warmen Hüllen zu. Aber ich bin meinem Greisenalter dankbar, daß es mich an mein Ruhebett fesselt. Wie sollt' ich auch nicht? Was ich nicht wollen darf, kann ich auch nicht. Mit meinen Büchern unterhalt' ich mich. Und wenn zwischenein Briefe von Dir kommen, so ist mir, als sey ich bei Dir, als schreibe ich Dir nicht, sondern spreche mit Dir. So wollen wir nun auch den Gegenstand Deiner neulichen Frage, wie in geselliger Unterhaltung, gemeinschaftlich untersuchen.

Du fragst, ob jedes Gut wünschenswerth sey? Wenn es ein Gut sey, setzest Du hinzu, standhaft die Folter zu ertragen, muthig sich brennen zu lassen, geduldig in Krankheiten zu seyn, so folge, daß alles Dieß wünschenswerth sey; und doch sehest Du darin nichts Wünschenswürdiges. Du wüßtest Niemand, der noch je dafür den Göttern gedankt hätte, daß er Geißelhiebe empfangen, vom Podagra verkrüppelt, auf der Folter ausgereckt worden. — Unterscheide nur, mein Lucilius, und Du wirst Dich überzeugen, daß dabei allerdings etwas Wünschenswerthes ist. Ich möchte zwar, daß Martern mir ferne blieben; allein wenn solche auszuhalten sind, so wünsche ich, daß ich sie stark, muthig und ehrenvoll trage. Wie sollte ich es nicht lieber sehen, daß kein Krieg ausbreche? Geschieht es jedoch, so werde ich wünschen, daß ich Wunden, Hunger und Alles, was die Kriegsnoth mit sich bringt, mit edlem

Muthe dulde. Ich bin nicht so thöricht, nach einer Krankheit zu verlangen; ist jedoch eine solche zu bestehen, so werde ich wünschen, keine Ungeduld, keine weibische Schwäche zu verrathen. So ist also nicht das Ungemach wünschenswerth, sondern die Tugend, welche das Ungemach erträgt. Einige aus unserer Schule sind der Meinung, starkmüthige Ertragung von Qualen sey eben nicht zu verwerfen, aber auch nicht wünschenswerth; weil nur ein reines, unangefochtenes, über alle Beschwerde erhabenes Gut Gegenstand eines Wunsches seyn dürfe. Dieß widerspreche ich. Denn für's Erste kann eine Sache unmöglich gut, und nicht zugleich wünschenswerth seyn; zweitens, wenn die Tugend wünschenswerth, und ohne Tugend kein Gut ist, so ist jedes Gut wünschenswerth. Sodann, wenn muthvolle Ertragung von Qualen nicht wünschenswürdig ist, so frage ich wieder: aber der Muth selbst ist es doch wohl? Denn er verachtet die Gefahr, und fordert sie heraus: seine schönste, seine bewunderungswürdigste Seite ist die, daß er den Flammen nicht ausweicht, daß er Wunden entgegen geht, daß er tödtende Geschoße nicht vermeidet, oft ihnen selbst die Brust darbeut. Ist dieser Muth wünschenswerth, so ist es auch geduldige Ertragung von Qualen; denn sie ist eine Seite des Muthes.

Aber, wie gesagt, unterscheide, und Nichts wird Dich irre machen. Nicht das Qualen leiden ist das Wünschenswerthe, sondern sie muthvoll leiden. Dieses Muthvolle wünsche ich; und dieses ist die Tugend. „Aber Wer hat je dergleichen Wünsche gethan?“ — Es gibt bestimmte, ausgesprochene Wünsche, wenn sie auf Einzelnes gehen; andere sind unbestimmt,

wenn in Einem Wunsche eine Vielheit zusammengefaßt wird. Z. B. ich wünsche mir ein tugendhaftes Leben; ein tugendhaftes Leben aber besteht aus mannigfaltigen Handlungen: dazu gehört der Kasten des Regulus *), Cato's mit eigener Hand aufgerissene Wunde, des Rutilius Verbannung, und jener Giftbecher, der dem Kerker in den Himmel verhalf. Indem ich mir also ein tugendhaftes Leben wünsche, wünsche ich mir auch solche Dinge, ohne welche es bisweilen nicht tugendhaft seyn kann.

— — — O dreimal Selige, welchen das Schicksal
Unter Iliums Mauern, im Angesichte der Väter,
Gönnte zu finden den Tod! — — — —

Was ist für ein Unterschied, ob Du dieß einem wünschest, oder gestehst, es sey wünschenswerth gewesen? Decius weihte sich dem Tode für den Freistaat, und mit gesporntem Pferde stürzte er sich, den Untergang suchend, mitten in den Feind. Ein zweiter Decius nach diesem, nacheifernd des Vaters Heldenthat, rannte, nachdem die seinem Geschlecht fast erblich gewordene Weiheformel ausgesprochen war, in den dichtesten Schlachthaufen, nur um das Eine besorgt, den Göttern Genüge zu thun; er glaubte, ein schöner Tod sey wünschenswerth. Und Du solltest zweifeln, ob es herrlich sey, für ein langes Gedächtniß und in irgend einem Werke der Tugend zu sterben?

Wer Martern standhaft erträgt, dessen Tugenden sind alle in Thätigkeit. Vielleicht daß nur Eine hervortritt und am meisten in die Augen fällt, die Geduld: allein auch der

*) Siehe von der göttl. Vorsehung 3. S. 348 f.

Muth wirkt mit, von welchem Geduld, Ausdauer und Gelassenheit nur Zweige sind; es wirkt die Klugheit mit, ohne welche kein Entschluß gefaßt wird, und welche anräth, muthig zu ertragen, was man nicht vermeiden kann; es wirkt die Beharrlichkeit mit, welche sich nicht aus ihrer Stellung bringen läßt, und ihren Vorsatz gegen jede entgegen ringende Gewalt behauptet; es wirkt zusammen jener ganze, untheilbare Verein von Tugenden. Was irgend Edles gethan wird, thut Eine Tugend, aber nach dem Beschluß der Gesammtheit: was aber von allen Tugenden gut geheißen wird, ist wünschenswerth, auch wenn es nur Eine zu thun hat.

Oder könntest Du glauben, nur Das sey wünschenswerth, was im Geleite von Vergnügen und behaglicher Ruhe erscheint, was man bei bekränzten Thüren empfängt? Es gibt auch ein schmerzenvolles Vergnügen: es gibt Wünsche, deren Erreichung nicht von einem Schwarme Glückwünschender, sondern von Anbetern und Verehrern gefeiert werden. Meinest Du, Regulus habe nicht gewünscht, zu den Carthagern zu kommen? Versetze Dich in die große Seele dieses Mannes, und entferne Dich auf eine Weile von den Vorstellungen der Menge; erfasse das Bild der erhabenen Tugend in der ganzen, ihr gebührenden Herrlichkeit, der wir nicht mit Weihrauch und Blumengewinden, sondern mit Schweiß und Blut huldigen müssen. Betrachte einen Marcus Cato, wie er die unentweihte Hand an die heilige Brust legt, und die Wunde, weil sie nicht tief genug ist, weiter aufreißt. Wirst Du ihm Dein Bedauern und Dein Mitleid bezeugen, oder ihn nicht vielmehr glücklich preisen? Dieß gemahnt mich wieder an unsern Demetrius, der ein ungetrübtes, von allen Anläufen des

Mißgeschicks freies Leben ein **todtes Meer** nennt. Nichts haben, was Dich aufregte, was Dich spornte, bei dessen Drohen und Anlauf Du die Festigkeit Deiner Seele prüfen könntest, sondern in ungestörter Behaglichkeit da liegen, das ist nicht Ruhe, es ist gänzliche Windstille. Der Stoiker **Attalus** pflegte zu sagen: „ich will lieber in des Schicksals Kriegsdienst, als in seiner Gunst stehen. Ich leide die Folter, aber muthvoll: es ist gut. Ich falle durch's Schwert, aber muthvoll: es ist gut." Epicurus würde sagen: „auch süß ist's." Doch möchte ich der erhabenen und rechten Sache nie einen so weichlichen Namen geben. Ich leide Flammenpein, aber unbesiegt. Wie sollte Dieß nicht wünschenswerth seyn, nicht, weil die Flammen mich brennen, sondern, weil sie mich nicht besiegen? Nichts ist vortrefflicher, als die Tugend, nichts schöner; und gut ist und wünschenswerth, was auf ihr Geheiß geschieht.

Achtundsechzigster Brief.

Die Muße des Weisen.

Ich bin mit Deinem Vorhaben einverstanden. Birg Dich ganz in Deiner Muße; aber auch Deine Muße verbirg. Thust Du dieß, so wisse, daß Du, wenn auch nicht der Lehre, doch dem Beispiele der Stoiker folgst. Allein auch nach ihrer Lehre wirst Du es thun; und Du kannst Dich selbst davon überzeugen, wenn Du Lust hast. Wir verlangen von dem Weisen nicht, daß er in den Geschäften jegliches Staates,

noch daß er darin immer und ohne Aufhören lebe; überdieß, da wir ihm einen seiner würdigen Staat, die Welt, anweisen, so ist er nicht ausserhalb des Staates, auch wenn er sich zurückzieht. Vielmehr geht er, wenn er den einzelnen Winkel verlassen, vielleicht in einen größeren und weiteren Raum über, und sieht, zum Himmel erhoben, ein, wie niedrig er gesessen, da er den curulischen oder den Richterstuhl bestiegen hatte. Das vertraue ich Dir an: nie ist der Weise mehr beschäftigt, als wenn Gott und Welt vor seine Blicke treten.

Ich komme auf den Rath zurück, den ich Dir gab, Deine Muße nicht merken zu lassen. Es ist nicht nöthig, daß Du ihr den Titel der Philosophie gebest *); belege Dein Vorhaben, Dich zurückzuziehen, mit irgend einem andern Namen, sprich von Kränklichkeit, Schwäche, Unlust zu arbeiten. Mit seiner Muße groß thun, ist unnütze Eitelkeit. Gewisse Thiere bringen, um nicht aufgefunden zu werden, ihre Fußstapfen um das Lager her in Unordnung: Du mußt ein Gleiches thun, sonst wird es nicht an Leuten fehlen, die Dich verfolgen. Viele gehen an dem Offenliegenden vorüber, und spüren nach dem Versteckten und Verborgenen; den Dieb reizt das Verschlossene. Werthlos scheint, was zu Tage liegt; wo die Thüre offen steht, geschieht kein Einbruch. Das ist so der Leute Art, das die Art jedes Ungebildeten; in das Verborgene sucht man einzudringen. Das Beste ist also, seine Muße nicht zur Schau zu tragen; es trägt sie aber in gewisser Art zur Schau, wer sich zu sehr versteckt, und sich aus den Augen der Menschen zurückzieht. Der Eine verbirgt sich in

*) Nach der Vulg.: philosophiam; atque etiam aliud.

Tarent; ein Anderer schließt sich in Neapel ein; ein Anderer ist seit vielen Jahren nicht über die Schwelle seines Hauses gekommen. Wer seine Muße zum Mährchen gemacht hat, zieht die Menge herbei.

Wenn Du Dich zurückziehst, so muß Deine Absicht nicht seyn, daß die Leute von Dir reden, sondern daß Du mit Dir selbst redest. Und was Du mit Dir reden sollst? Was die Leute so gerne von Andern thun: urtheile ungünstig von Dir selbst bei Dir selbst. Gewöhne Dich, die Wahrheit zu sagen und zu hören. Behandle aber am fleißigsten den Theil, welchen Du als den schwächsten an Dir erkennest. Jedem sind die Gebrechen seines Korpers bekannt. Einer erleichtert seinen Magen durch ein Brechmittel; ein anderer hilft ihm durch öfter wiederholtes Essen auf; wieder ein anderer leert und reinigt seinen Köper von Zeit zu Zeit durch Fasten. Wen die Fußgicht heimsucht, der enthält sich des Weintrinkens und Badens: im Uebrigen unbekümmert um die Diät, sucht er nur dem Uebel, das ihn mehrmals plagt, zu begegnen. So hat auch unsere Seele ihre gebrechlichen Theile, bei denen eine Cur anzuwenden ist. Was thue ich also in meiner Muße? Ich heile meinen Schaden. Wenn ich Dir einen geschwollenen Fuß zeigte, eine blaue Hand, die verhärteten Muskeln eines contracten Beins, so würdest Du mir gestatten, auf Einer Stelle liegen zu bleiben, und meiner Krankheit zu warten; ein größeres Uebel aber ist, das ich Dir nicht zeigen kann. Ich habe eine Entzündung, ein Blutgeschwür in der Brust. Ich will nicht, daß Du mich lobest, nicht, daß Du sprechest: „o der große Mann! er verachtet alles, er verurtheilt des menschlichen Lebens Verrücktheit,

und entflieht ihr!" Ich verurtheile nichts als mich. Du hast keine Ursache, um Deiner Besserung willen zu mir zu kommen. Du irrest, wenn Du Dir Hilfe von hier versprichst; hier wohnt kein Arzt, sondern ein Kranker. Lieber wollte ich, Du sprächest im Weggehen: „ich hielt den Menschen für glücklich und veredelt; ich war in gespannter Erwartung. Aber ich sehe mich getäuscht; ich sah nichts, ich hörte nichts, was ich wünschte, und weswegen ich wieder kommen möchte." Wenn Du dieß fühlst, wenn Du so sprichst, so ist etwas gewonnen worden. Ich will lieber, daß Du meine Muße entschuldigest, als daß Du sie beneidest.

Aber ich höre Dich fragen: „wie, mein Seneca? Die Muße empfiehlst Du mir? Du geräthst ja in Epicurische Meinungen!" Eine Muße empfehle ich Dir, in welcher Du wichtigere und schönere Dinge treiben sollst, als die Du verlassen. An die stolzen Pforten der Mächtigen klopfen, ein Register führen dürfen über kinderlose Greise, eine gewichtige Stimme auf dem Forum haben, ist ein gehässiges, kurzdauerndes, und, wenn Du es recht betrachtest, höchst gemeines Vermögen. Dieser ist mir überlegen an Einfluß auf dem Forum; jener an Würden, die er durch längeren Kriegsdienst sich erworben, jener wiederum an Klientenzahl. Was ist's, daß Menschen mir überlegen sind? wenn ich es nur dem Schicksal bin! O hättest Du längst schon dieses Ziel zu erreichen Dir vorgenommen! Dächten wir nicht erst im Angesicht des Todes auf ein glückliches Leben! Und auch jetzt noch wollen wir säumen? Wir glauben jetzt der Erfahrung, was wir längst der Vernunft glauben konnten, daß so viele Dinge überflüssig und verderblich sind. Laß uns thun, wie die, welche zu spät sich

auf den Weg machten und nun die Zeit durch Eile einbringen wollen: laß uns die Sporen brauchen! Unser Alter eignet sich vortrefflich zu solchen Bestrebungen: es hat ausgeschäumt; schon hat es den unbändigen Leidenschaften der gährenden Jugend ihre Kraft benommen; es braucht nicht viel mehr, sie zu ertödten. „Allein," fragst Du, „wann soll Dir nützen, was Du am Ausgange des Lebens lernest, und wozu?" Dazu, daß ich als ein Besserer hinausgehe. Glaube ja nicht, daß irgend ein Lebensalter zur Veredlung der Gesinnung geeigneter sey, als dasjenige, welches durch so manche Proben, durch ein langes und vielfältiges Erfahren und Leiden mürbe geworden, bei gedämpften Affecten das Heilsame ergreift. Dies ist die Zeit für dieses Gut. Wer als Greis zur Weisheit gelangt, gelangt durch seine Jahre zu ihr.

Neunundsechzigster Brief.

Unterbrich nicht die philosophische Muße durch häufigen Wechsel des Aufenthalts.

Ich wünschte nicht, daß Du so oft Deinen Aufenthalt veränderteſt, und von einem Ort auf den anderen übersprängest. Ein solches Wandern verräth ein unstätes Gemüth. Es kann nicht in Ruhe zu sich selbst kommen, wenn es unaufhörlich umherschaut und in der Irre geht. Um der Seele Haltung zu geben, thu zuerst dieser Flucht des Körpers Einhalt. Sodann helfen die Heilmittel nur bei fortgesetztem Gebrauch: diese Ruhe und das Vergessen des früheren Lebens

ist nicht zu unterbrechen. Laß Deine Augen verlernen; laß Deine Ohren sich an vernünftigere Worte gewöhnen. Bei jedem weitern Fortschritt werden Dir da und dort Dinge aufstoßen, welche Deine Begierden erneuern könnten. Wer sich einer Liebe entschlagen will, hat jede Erinnerung an die geliebte Gestalt zu vermeiden; denn nichts erwacht so leicht wieder, als die Liebe. Eben so muß, wer die Sehnsucht nach Dingen, wornach er sonst vor Begierde brannte, verbannen will, Augen und Ohren von allem Dem abwenden, was er zurückließ. Schnell erneuert die Leidenschaft den Krieg; wohin sie nur blickt, sieht sie einen bereitliegenden Preis ihrer Bemühung. Kein Uebel ohne Handgeld! Die Habsucht verspricht Geldbesitz; die Sinnlichkeit viele und mannichfaltige Ergötzungen; die Ehrsucht Purpur und Volksbeifall, und hieraus Macht und Alles, was die Macht vermag. Durch solche Preise reizen Dich die Laster. Hier aber mußt Du unentgeldlich leben. Kaum, daß es in einem ganzen Menschenalter gelingt, Laster, die in langer Ungebundenheit sich aufblähten, zu bändigen und unter das Joch zu zwingen; wie sollte es gelingen, wenn wir die so kurze Zeit durch Unterbrechungen zerstückeln? Irgend eine Sache zur Vollendung zu bringen, gelingt mit Mühe nur einer anhaltenden Wachsamkeit und Anstrengung. Wenn Du mich hören willst, so bedenke diß: bereite Dich darauf, den Tod zu empfangen, und, wenn die Umstände es räthlich machen, ihn sogar herbeizurufen. Es macht keinen Unterschied, ob er zu uns komme, oder wir zu ihm. Ueberzeuge Dich, wie falsch der Spruch sey, den jeder Schwachkopf im Munde führt: „es ist doch eine schöne Sache, seines (natürlichen) Todes sterben!“

Ueberdieß bedenke die Wahrheit: Man kann nicht anders, als an seinem Tage sterben. Du verlierst nichts von Deiner Zeit; denn die, welche Du übrig lässest, ist nicht Dein.

Siebenzigster Brief.

Ueber den freiwilligen Tod.

Nach einer langen Zwischenzeit habe ich Dein Pompeji wieder gesehen, und mich zurückversetzt in den Anblick meiner Jugend. Was ich dort als Jüngling gethon, glaubte ich auch jetzt noch thun zu können, und noch vor Kurzem erst gethan zu haben. Wir sind an dem Leben vorüber geschifft, mein Lucilius; und wie auf dem Meere, mit unserem Virgilius zu sprechen:

— — rückwärts treten die Fluren und Städte *),

so entzog sich, während wir auf dem reißenden Strome der Zeit hinschiffren, zuerst die Kindheit unseren Blicken, darauf die Jugendzeit, hernach was in der Mitte liegt zwischen dem Jünglings- und Greisenalter und an beide gränzt **), endlich die kostbaren Jahre des Greisenalters selbst: und nun beginnt zuletzt das gemeinsame Ziel der Menschheit sich zu zeigen. Es sey eine Klippe, glauben wir in unserer Thorheit! Ein Hafen ist's, den wir bisweilen aufsuchen müssen, nie ver-

*) Aen. III, 72.

**) Die Römische Sprache hat keinen eigenen Ausdruck für Mannesalter, daher die Umschreibung.

schmähen dürfen. Wer binnen der ersten Lebensjahre nach ihm hingetragen ward, darf sich eben so wenig beklagen, als wer schnell segelte. Den Einen nämlich hält die Unthätigkeit der Winde mit neckendem Eigensinn hin, und ermüdet ihn mit dem Verdruß einer langweiligen Stille; einen Andern trägt ein andauerndes Wetter auf's schnellste an's Ziel. Denke Dir, dasselbe geschehe auch mit uns: Einige führt das Leben rasch dorthin, wohin sie auch zögernd gelangen müßten; andere macht es erst mürbe und gar. Aber Du weißt, daß man dieses Leben nicht immer festhalten muß; denn nicht das Leben selbst ist ein Gut, sondern das recht leben. Der Weise lebt daher, so lange er soll, nicht, so lange er kann. Er wird in Betracht ziehen, wo, mit wem und wie er leben, was er thun wird; er denkt immer daran, wie das Leben beschaffen, nicht wie lang es sey. Zeigt sich ihm vieles Widrige, seine Gemüthsruhe Störende, so öffnet er sich den Ausweg, und thut dieß nicht erst in der letzten Noth; sondern, sobald nur das Schicksal anfängt, ihm verdächtig zu werden, untersucht er sorgfältig, ob er nicht etwa gleich heute enden soll. Ihm gilt es gleich, ob er ein Ende nehme, oder sich ein Ende mache; ob dieß früher oder später geschehe: er fürchtet keinen großen Verlust. An der Regentraufe ist nicht viel zu verlieren. Ob Du früher stirbst oder später, thut nichts zur Sache: richtig ist, ob gut oder schlecht. Gut sterben heißt aber der Gefahr entgehen, schlecht zu leben. Ich halte es für eine ganz unmännliche Antwort, die jener Rhodier gab, als ein Tyrann ihn in einen Käfig sperren und wie ein wildes Thier futtern ließ. Da ihn Jemand aufforderte, keine Nahrung zu nehmen, sagte er: „so lange man

lebt, darf man alles hoffen." Mag es auch wahr seyn, so ist doch das Leben nicht um jeden Preis zu erkaufen. Mag mancher Vortheil groß und gewiß seyn, doch möchte ich nicht durch ein schmähliges Geständniß meiner Schwäche dazu gelangen. Soll ich denken: das Glück vermag Alles, so lange ich lebe; und nicht vielmehr: das Glück vermag nichts über mich, wenn ich zu sterben weiß? Doch bisweilen wird der Weise, auch wenn der gewisse Tod ihm bevorsteht, auch wenn er weiß, daß seine Hinrichtung festgesetzt ist, nicht seine eigene Hand zu ihrer Vollziehung hergeben. Thorheit ist es, sterben aus Furcht vor dem Sterben. Er kommt, der Dich tödtet; erwarte ihn. Warum willst Du ihm zuvorkommen? warum die Ausführung eines grausamen fremden Willens übernehmen? Mißgönnst Du dieß Deinem Henker, oder willst Du es ihm ersparen? Socrates konnte seinem Leben ein Ende machen, indem er sich die Nahrung entzog, und Hungers statt an Gift sterben; doch verbrachte er dreißig Tage im Gefängniß und in Erwartung des Todes, nicht mit dem Gedanken, es sey Alles noch möglich, eine so lange Zeit lasse manche Hoffnungen zu, sondern um den Gesetzen zu genügen, um seinen Freunden den Hochgenuß des sterbenden Socrates zu gewähren. Was wäre thörichter gewesen, als den Tod verachten, und das Gift fürchten? Scribonia, eine Frau von edlem Character, war die Vaterschwester des Drusus Libo *), eines jungen Mannes, der, nicht minder thöricht als vornehm, auf größere Dinge hoffte, als in jenen Zeiten irgend Einer,

---

*) Der sich in eine Verschwörung gegen Tiberius eingelassen hatte.

und er selbst, hoffen durfte. Als er unwohl in einer Sänfte aus dem Senate nach Hause gebracht worden war, begleitet von sehr wenigen seiner Freunde (die übrigen alle hatten lieblos ihn verlassen, nicht als einen Beklagten, sondern als einen schon Todten), so fing er an Rath zu halten, ob er sich den Tod geben, oder ihn erwarten solle. Da sagte Scribonia: „Wie sollte es Dir lieber seyn, etwas für Andere zu thun?" Und folgte er ihr nicht *)? Er legte Hand an sich, und wirklich mit Grund. Denn wer in drei oder vier Tagen nach der Willkühr eines Feindes sterben soll, und sein Leben bis dahin fristet, thut etwas für einen Andern. Man kann also nicht wohl im Allgemeinen sagen, ob man, wenn eine äußere Gewalt uns den Tod droht, diesen zu erwarten, oder ihm zuvorzukommen habe. Denn es ist Manches, was uns nach beiden Seiten ziehen kann. Wenn die eine Todesart mit Qualen verbunden, die andere einfach und leicht ist, warum sollte ich nicht nach der letzteren greifen? Wie ich ein Schiff wähle, wenn ich eine Seereise machen, ein Haus, wenn ich irgendwo wohnen will, so wähle ich eine Todesart, um das Leben zu verlassen. Wie das längere Leben nicht unbedingt das bessere ist, so ist der längere Tod unbedingt der schlimmere. In Nichts so sehr, als im Sterben, haben wir nach der Neigung der Seele uns zu richten. Sie mache sich los, auf welche Weise sie die Lust anwandelt; mag sie nach einem Dolche greifen, oder nach einem Strick, oder nach

---

*) Ich lese *nonne* persuasit illi? Scribonia wollte ihm den Selbstmord abrathen; allein Drusus nahm ihre Worte in einem andern Sinn.

einem Gifttrank, der lähmend durch die Adern rinne — nur zu! sie zerreiße die Ketten ihrer Knechtschaft! Das Leben muß Jeder auch nach dem Gefallen Anderer gestalten, den Tod nur nach seinem eigenen. Die beste Todesart ist, die mir gefällt. Thorheit ist es, zu denken: „man wird sagen, ich habe nicht entschlossen genug, oder, ich habe unbesonnen gehandelt; andere werden meinen, eine andere Todesart wäre doch heldenmäßiger gewesen." Bedenkst Du nicht, daß es sich hier von einem Entschlusse handelt, der nicht von der Nachrede erreicht wird? Du hast nur darauf zu sehen, der Gewalt des Glücks Dich so schnell als möglich zu entziehen. Uebrigens wird es nicht an Leuten fehlen, welche eine solche That überhaupt mißbilligen. Du wirst selbst Männer finden, welche den Namen Philosophen tragen, und gleichwohl behaupten, man dürfe seinem Leben keine Gewalt anthun, indem sie es für ein Verbrechen halten, sein eigener Todschläger zu werden: man solle den Ausgang erwarten, welchen die Natur geordnet. Wer so spricht, sieht nicht, daß er der Freiheit den Weg versperrt. Besseres hat ja das ewige Gesetz nichts verfügt, als daß es uns Einen Eingang in das Leben und viele Ausgänge gab. Ich soll auf die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen warten, während es mir freisteht, mitten durch die Martern hinauszugehen, und allem Widrigen mich zu entschlagen? Dieß ist das Einzige, warum wir uns nicht über das Leben beklagen können: es hält Niemand. Es steht gut um die Menschheit: denn Niemand ist unglücklich, außer durch eigene Schuld. Es gefällt Dir: so lebe. Es gefällt Dir nicht: so kannst Du ja wieder hingehen, woher Du gekommen. Um Kopfschmerzen

zu lindern, hast Du schon öfters Blut gelassen; man schlägt eine Ader, um der Blutfülle zu wehren; es ist nicht nöthig, mit einer weiten Wunde das Herz zu spalten; eine Lanzette bahnt den Weg zu jener erhabenen Freiheit, und die Ruhe kostet nur einen Stich. Was ist es also, was uns so träg und zaghaft macht? Keiner von uns bedenkt, daß wir doch einmal aus dieser Wohnung wandern müssen. So fesselt alte Miethsleute nachsichtige Anhänglichkeit an den gewohnten Raum auch unter Verdrüßlichkeiten. Willst Du Deine Freiheit behaupten gegen diesen Leib? So bewohne ihn als einer, der bald auswandern wird. Stelle Dir vor, daß Du einst auf diesen Aufenthalt verzichten mußt, und Du wirst muthiger seyn, wenn es nöthig wird, ihn zu verlassen. Doch, wie soll den Leuten ihr Ende zu Sinne kommen, da alle ihre Begierden kein Ende kennen? Ueber nichts ist so nothwendig nachzudenken. Für Anderes übt man sich vielleicht ganz überflüssig. Man hat sein Herz auf die Armuth vorbereitet — allein der Reichthum ist geblieben. Wir haben uns gewaffnet zur Verachtung des Schmerzes — aber das Glück eines gesunden und unverletzten Körpers wird vielleicht nie eine Probe dieser Tugend von uns verlangen. Wir haben uns vorgenommen, muthvoll den Verlust der Unsrigen zu tragen — allein Alle, die wir liebten, hat uns das Schicksal erhalten. Hingegen wird der Tag gewiß kommen, wo wir von jener Vorbereitung Gebrauch zu machen haben.

Man glaube nicht, nur große Männer hätten die Stärke besessen, der menschlichen Knechtschaft Fesseln zu zersprengen. Man bilde sich nicht ein, so etwas könne nur von einem

Cato geschehen, der mit der Hand das Leben herausriß, da er mit dem Stahl ihm keinen Ausweg schaffen konnte. Haben doch Menschen des niedrigsten Looses mit mächtigem Drang in's Freie sich gerettet; sie haben, da sie nicht nach Bequemlichkeit sterben, und die Werkzeuge nicht nach ihrer Willkühr wählen durften, nach dem Nächsten Besten gegriffen und aus eigener Macht in Todeswaffen Dinge umgewandelt, die von Natur nicht schädlich waren. Neulich, während eines Thiergefechtes, ging ein Deutscher, der für das vormittägige Schauspiel bestimmt war, ein Bedürfniß vorgebend, an jenen Ort, wohin allein er ohne Wache gehen durfte. Dort ergriff er das mit einem Schwamme versehene, zur Säuberung dienende Holz, und stopfte es sich mit solcher Gewalt in den Schlund, daß er erstickend den Geist aufgab. Das hieß dem Tode Hohn bieten! Freilich ein unsauberes, schmutziges Sterben! Aber was wäre thörichter, als sterben mit Ekel? Wahrlich, es war ein Held: er wäre würdig gewesen, seinen Tod **wählen** zu dürfen. Wie muthig hätte dieser sein Schwert gebraucht! wie entschlossen sich in die Tiefe des Meeres oder von einer schroffen Felswand herabgestürzt! Von Allem verlassen, entdeckte er doch eine Waffe, sich den Tod zu geben *), zum Beweise, daß uns zum Sterben oft nichts fehlt, als der Wille. Urtheile Jeder nach Gutdünken über die That dieses Helden: nur das werde zugegeben, auch der schmutzigste Tod sey der elegantesten und reinlichsten Sclaverei vorzuziehen.

Weil ich nun schon begonnen, niedrige Beispiele zu ge-

*) *Daret*, wie ich vermuthe, statt *deberet*.

brauchen, so will ich damit fortfahren; vielleicht wird Jeder sich um so mehr zumuthen, wenn er sieht, daß den Tod zu verachten auch der Verachtetste vermag. Die Catone und Scipione und Andere, deren Namen wir mit Bewunderung zu nennen gewohnt sind, erscheinen uns über die Nachahmung erhaben; allein ich will zeigen, daß nicht wenigere Beispiele dieser Tugend auf dem Schauplatze der Thierhetzen, als an den Helden der Bürgerkriege sich finden. Als neulich ein Gefangener, von Wachen umgeben, zum Morgenschauspiel gefahren wurde, nickte er, als ob er vom Schlafe überwältigt wäre, mit dem Kopf, und senkte diesen so tief, bis er in die Speichen des Rades gerieth; so ließ er sich, ohne seinen Sitz zu verändern, durch den Umschwung des Rades das Genick brechen. Derselbe Karren, der ihn zur Hinrichtung tragen sollte, befreite ihn von dieser.

Nichts steht Dem im Wege, der ausbrechen und hinaus will! Die Natur hält uns in weiter Haft. Wem es seine Lage erlaubt, möge sich nach einem bequemen Auswege umsehen: wem mehrere Mittel zur Hand sind, sich in den Freistand zu versetzen, möge auswählen und zu Rathe gehen, durch welches derselben er am liebsten frei werden mag; wem aber die Gelegenheit nicht günstig ist, der greife zu dem nächsten als dem besten, sey es auch seltsam und unerhört. Wem der Muth, zu sterben, nicht fehlt, dem wird es auch an Erfindsamkeit nicht gebrechen. Siehst Du, wie auch die letzten der Sclaven, als der Schmerz sie stachelte, sich aufrafften und die wachsamsten Hüter täuschten? Der ist ein großer Mann, welcher sich den Tod nicht blos gebietet, sondern ihn erfindet.

Ich habe Dir mehrere Beispiele vom Schauplatze versprochen. Am zweiten Tage der Naumachieen drückte sich einer der Barbaren die Lanze, welche ihm wider den Gegner in die Hände gegeben worden, in die eigene Kehle. „Warum," so dachte er, „entgehe ich nicht auf der Stelle aller Marter und Schmach? Ich habe eine Waffe, und warte auf den Tod?" Das Schauspiel war um so schöner, als es ehrenvoller für den Menschen ist, sterben als tödten zu lernen. Wie denn also? Einen Muth, welchen die verachtetsten Menschen und Verbrecher besitzen, sollen diejenigen nicht haben, welche ein langes Studium und die Lehrerin aller Dinge, die Vernunft, gegen solche Fälle vorbereitete? Diese lehrt uns, daß der Weg des Todes viele Anfänge, aber nur Ein Ziel hat, und daß es gleichgültig sey, wo man beginne, wenn der Endpunkt nur Einer ist. Sie räth uns, wenn es angeht, schmerzlos zu sterben; wo nicht, wie wir eben können, und zu ergreifen, was sich uns darbietet, um uns Gewalt anzuthun. Es ist Unrecht, vom Raube zu leben; aber es ist sehr schön, den Tod sich zu rauben.

Einundsiebzigster Brief.

Die Tugend, das höchste Gut.

Du fragst mich zuweilen über Einzelnes um Rath, ohne zu bedenken, daß ein weites Meer uns trennt. Da nun bei einem Rathe gar viel auf die Zeit ankommt, so muß es wohl geschehen, daß Du meine Ansicht über Manches erst dann

erfährst, wann schon eine entgegengesetzte die bessere ist. Unsere Rathschläge richten sich nach den Umständen: allein diese erleiden einen beständigen Wechsel, eine völlige Umkehrung. Der Tag muß also den Rath bringen, und auch dann kann er schon zu spät kommen; er muß vielmehr, wie man zu sagen pflegt, uns unter den Händen entstehen. Wie er aber zu finden ist, will ich Dir zeigen. So oft Du wissen willst, was Du zu vermeiden und was zu suchen habest, so fasse nur das höchste Gut und den Zweck Deines ganzen Lebens in's Auge. Mit diesem muß, was wir thun, im Einklang stehen. Man wird keine richtigen Bestimmungen wegen des Einzelnen treffen, wenn man sich nicht einen höchsten Zweck für das Ganze des Lebens vorgesetzt hat. Wer nicht darüber mit sich einig ist, was er malen will, wird kein Bild schaffen, auch wenn er alle Farben in Bereitschaft hat. Daher unsere Fehler, weil wir immer nur die Theile des Lebens in Ueberlegung nehmen, und nie das Ganze. Wer einen Pfeil absenden will, muß wissen, was er treffen will, und darnach seinem Geschosse die Richtung geben. Unsere Rathschläge sind verfehlt, weil sie auf nichts Bestimmtes gerichtet sind. Wer nicht weiß, nach welchem Hafen er steuern will, für den gibt es keinen Fahrwind. Nothwendig ist es, daß der Zufall viel über unser Leben vermag, weil wir nach dem Zufall leben. Manchen begegnet es aber, nicht zu wissen, daß sie etwas wissen. Wie wir nämlich oft Leute suchen, die neben uns stehen, so wissen wir meistens nicht, daß uns wirklich ein Zweck nahe steht — das höchste Gut. Was dieses sey, bedarf keiner wortreichen und weitläufigen Untersuchung; ich brauche nur, daß ich so sage, mit dem Finger darauf hinzu-

weisen, ohne mich im Einzelnen zu verlieren. Denn wie sollte es angehen, in Theilchen zu zerlegen, was ich einfach so bezeichnen kann: das höchste Gut ist das Sittlichgute. Ja, was Dir noch wunderbarer erscheinen mag: das einzige Gut ist das Sittlichgute. Die übrigen sind falsche und unächte Güter. Wenn Du Dich davon überzeugt, und innige Liebe (bloße Liebe wäre zu wenig) zur Tugend gewonnen hast, so wird Alles, was Dich durch sie trifft, für Dich glücklich und erwünscht seyn, wie es auch Andern vorkommen mag, sogar die Qualen der Folter, wenn Du nur mit mehr Seelenruhe auf ihr liegst, als Dein Peiniger hat. Das Ungemach der Krankheit, wenn Du dem Schicksal nicht fluchst, Deinem Uebel nicht nachgibst, kurz, Alles, was Andere für Uebel halten, verliert sein Herbes und verwandelt sich in das Gute, wenn Du Dich über dasselbe erhebst. Nur dieß sey Dir klar, daß kein Gut ist, als das Sittlichgute; und alles Ungemach, wenn es durch die Tugend geadelt wird, wirst Du mit vollem Recht ein Gut nennen. Zwar glauben Manche, wir versprechen mehr, als die menschliche Natur vermöge. Allerdings, wenn wir nur auf das Körperliche sehen. Aber wenden wir uns zu dem Geiste zurück, und wir werden den Menschen nach der Gottheit messen.

Erhebe Dich, mein edler Lucilius: verlasse jene gelehrte Schule der Philosophen, die das Erhabenste zum Gegenstand ihrer Sylbenspiele machen, die den Geist durch Kleinigkeiten, die sie lehren, herabdrücken und lähmen; und werde *) ähnlich jenen großen Erfindern, aber nicht diesen Lehrern, welche

*) *Fias.*

mehr bemüht sind, die Philosophie schwierig, als sie groß erscheinen zu lassen. Socrates, welcher die ganze Philosophie auf die Sittenlehre zurückführte, behauptete, die höchste Weisheit sey, Gutes und Böses zu unterscheiden wissen. Solchen Meistern folge *), wenn mein Rath etwas bei Dir gilt, damit Du glücklich seyest; und laß es geschehen, daß Dieser oder Jener Dich für einen Thoren halte. Mag Dich höhnen und beleidigen, wer da will: Du wirst dennoch nichts erleiden, wenn die Tugend mit Dir ist. Ich wiederhole es: wenn Du glücklich, wenn Du in Wahrheit tugendhaft seyn willst, so laß Dich immer von Diesem oder Jenem verachten. Aber Du wirst es nicht vermögen, wenn Du nicht alle Güter gleich achtest, weil kein Gut ist ohne Tugend, die Tugend aber in allen gleich ist.

„Wie?" fragst Du, „so wäre kein Unterschied, ob Cato Prätor wird oder durchfällt? Kein Unterschied, ob bei Pharsalus Cato siegt oder geschlagen wird? Wenn er, nachdem seine Partei überwunden worden, unüberwunden bleibt, ist Dieß ein gleich großes Gut, als wenn er siegreich in die Vaterstadt zurückgekehrt wäre, und Friede gestiftet hätte?" Warum nicht? Es ist dieselbe Tugend, welche über das Unglück siegt, und das Glück regelt: die Tugend aber kann nicht größer noch kleiner werden; sie hat nur Eine Größe. — „Aber Cnejus Pompejus wird sein Heer verlieren; jener herrliche Stolz der Republik, der Adel und die Vorkämpfer in den Pompejanischen Reihen, der Senat unter den Waf-

*) Ad mores, hanc summam — — distinguere. Sequere, *inquam*, illos — — — Si vis, *inquam*, beatus — — —

sen, werden in Einem Treffen aus dem Felde geschlagen, und die Trümmer des großen Reiches über den ganzen Erdkreis hin zersprengt werden; ein Ueberrest wird in Aegypten, ein anderer in Africa, wieder ein anderer in Spanien zusammensinken! Nicht einmal das soll dem armen Freistaate werden, auf einmal zu stürzen!" — Mag dieses Alles geschehen; mag dem Juba in seinem eigenen Reiche die Kenntniß der Gegenden so wenig helfen, als seiner Unterthanen ausharrendste Hingebung für ihren König; mag auch, erschüttert durch Unfälle, die Treue der Bürger von Utica wanken, und von Scipio in Africa das Glück seines Namens weichen — längst ist dafür gesorgt, daß Cato keinen Schaden nehme. — „Aber er wurde doch besiegt." — Zähle auch Dieß zu den Fehlschlagungen, die er erlebte. Daß etwas seinem Sieg, wie dort seiner Prätur, im Wege stand — beides trägt er mit gleich großem Sinn. An jenem Tage, da er bei der Wahl durchfiel, spielte er: in der Nacht, da er sterben wollte, las er *). Ihm galt es gleich, auf die Prätur, wie auf das Leben, zu verzichten; was sich ereignen mochte, zu tragen, war sein Grundsatz. Wie sollte er die Umgestaltung des Staates nicht mit Muth und Gelassenheit ansehen? Denn was ist ausgenommen von der Gefahr einer Umgestaltung? Die Erde nicht, der Himmel nicht, nicht dieses ganze Gebäude des Weltalls, wiewohl die göttliche Führung es leitet. Es wird nicht immer denselben Gang behaupten, sondern ein Tag wird kommen, der es aus dieser Bahn stößt. Alles geht nach bestimmten Zeiten; es muß werden, wachsen, vergehen. Die

---

*) Nämlich in Plato's Phädon. S. oben Br. 24.

Weltkörper, welche Du über Dir wandeln siehst, und der, auf welchen wir, als auf den festesten Grund, gesetzt und mit welchem wir gleichsam verwachsen sind, alle werden in Stücke gehen und aufhören. Alles hat sein Alter: nach verschiedener Dauer führt die Natur Alles an dasselbe Ziel. Was ist, wird nicht seyn; es wird nicht untergehen, aber aufgelöst werden. Dieses Aufgelöstwerden ist uns ein Untergehen. Denn wir sehen auf das Nächste; weiter hinaus blickt unser stumpfer Sinn nicht, der sich dem Körper zu eigen gegeben. Man würde sein und der Seinigen Ende muthiger ertragen, wenn man die Ansicht hätte, daß Alles in diesem Wechsel vom Leben in den Tod, und von dem Tod in das Leben übergehe, daß das Verbundene aufgelöst, das Aufgelöste verbunden werde, und daß in diesem Werke die ewige Kunst der Alles einrichtenden Gottheit walte. So wird ein Cato, wenn er die Jahrhunderte an seinem Geiste vorübergehen ließ, sprechen: „das ganze Geschlecht der Menschen, die sind, und die seyn werden, sind zum Tode verurtheilt. Alle die Städte, die irgend die höchste Macht behaupten, oder anderer Reiche schönste Zierden sind, werden mannichfaltige Arten des Untergangs finden, und man wird nicht nach der Stelle fragen, wo sie gestanden. Manche wird der Krieg verwüsten; andere werden durch Unthätigkeit, durch die träge Ruhe eines langen Friedens, und durch die Ueppigkeit, der verderblichsten Feindin großer Macht, in Verfall gerathen. Alle diese fruchtbaren Gefilde werden plötzlich einbrechende Fluthen des Meeres bedecken, oder ein jäher Einsturz des zusammensinkenden Bodens in den Abgrund begraben. Wie sollte es mir also Unmuth und Kummer machen, wenn ich um einige Augenblicke

dem Verhängniß des Ganzen vorangehe?" Eine große Seele gehorcht der Gottheit, und was das allgemeine Gesetz gebeut, duldet sie ohne Weigerung. Sie wird entweder entlassen zu einem bessern Leben, um unter göttlichen Wesen ein lichteres und seligeres Daseyn zu führen; oder sie wird, wenigstens alles Ungemachs entbunden, mit ihrer Natur wieder vermischt werden, und in das Ganze zurückkehren. So ist also Cato's tugendhaftes Leben kein größeres Gut als sein tugendhafter Tod; denn die Tugend erleidet keine Steigerung. Es ist mit der Tugend, sagt Socrates, wie mit der Wahrheit: wie diese nicht zunehmen kann, so auch nicht die Tugend; sie hat ihr Maaß und ist vollständig.

Du darfst Dich also nicht wundern, daß die Güter gleich sind, sowohl diejenigen, welche mit Vorsatz, als die, welche angenommen werden, weil die Umstände es so mit sich bringen. Wolltest Du eine Ungleichheit derselben gelten lassen, so würdest Du den Muth auf der Folter zu den geringern, ja sogar zu den Uebeln rechnen: Du müßtest sagen, Socrates in seinem Kerker sey unglücklich gewesen: Cato nicht minder, als er die Wunde, die er sich muthig geschlagen, noch muthiger erweiterte; am beklagenswürdigsten Regulus, der für seine auch dem Feinde bewahrte Treue büßte. Und doch hat Niemand, auch der kraftloseste Zärtling nicht, dieses zu behaupten gewagt: sie läugnen zwar, daß er glücklich, doch behaupten sie nicht, daß er elend gewesen. Die alten Academiker gestehen zwar, man könne auch unter diesen Martern glücklich seyn; doch sey man es nicht vollständig und gänzlich. Dieß ist auf keine Weise zuzugeben. Wer nicht glücklich ist, besitzt das höchste Gut nicht. Das höchste Gut

aber hat keine Stufe über sich, wenn anders die Tugend ihm inwohnt, wenn keine Widerwärtigkeit diese Tugend schwächt, wenn sie auch bei verstümmeltem Körper unversehrt bleibt. Sie bleibt es aber: denn ich meine hier jene muthvolle und erhabene Tugend, auf welche alles Feindselige nur belebend wirkt. Und wahrlich, die Weisheit nur wird solchen Sinn einflößen und mittheilen, wie ihn nicht selten Jünglinge edler Art sich aneignen, die in der Begeisterung für irgend eine schöne That alles Zufällige verachten: die Weisheit wird die Ueberzeugung geben, das einzige Gut sey das Sittlichgute, und dieses könne weder ab- noch zunehmen, so wenig, als Du den Richtstab biegen kannst, womit wir das Gerade prüfen: was Du an ihm änderst, zerstört die gerade Linie. Dasselbe ist von der Tugend zu sagen: sie ist das Gerade und keiner Biegung fähig; sie kann zwar immer mehr gehärtet, aber nicht gesteigert werden. Sie richtet über Alles, Nichts über sie. Wie sie selbst aber nicht gerader werden kann, also ist auch von dem, was durch sie geschieht, nicht das Eine gerader als das Andere; denn alles dieses muß ihr entsprechen: also sind sie gleich.

„Wie?" fragst Du, „bei einem Gastmahle liegen, und sich foltern lassen, wäre gleich?" Das scheint Dir wunderbar? Du magst Dich noch mehr wundern, wenn ich Dir sage: bei einem Gastmahle liegen, ist ein Uebel, und auf die Folter gespannt seyn, ist ein Gut, wenn jenes sittenlos, und dieses tugendhaft geschieht. Bei Gut und Uebel kommt es nicht auf die Sache selbst, sondern auf die Tugend an; Alles, worin diese erscheint, hat gleiche Größe und gleichen Werth. Da sehe ich mich aber mit heftigem Widerspruch von Seiten

derer, die über den Sinn Aller nach dem eigenen urtheilen, bedroht, weil ich sage, das Gut des Mannes, der sein Unglück standhaft erträgt, sey gleich dem des Andern, der sein Glück weise beurtheilt; und weil ich sage, das Gut dessen, der triumphirt, sey gleich dem Gute dessen, der unbesiegten Geistes vor dem Wagen des erstern hergeht. Solche Leute glauben, es könne nicht geschehen, was *sie* nicht zu thun vermögen; sie urtheilen über die Tugend nach ihrer eigenen Schwäche. Was wunderst Du Dich, wenn man es für gut findet, ja bisweilen wirklich seine Lust daran hat, sich brennen, verwunden, fesseln, tödten zu lassen? Dem Schwelger ist ein mäßiges Mahl eine Buße; dem Faulen eine anstrengende Arbeit gleich der Todesstrafe; dem Vergnügungssüchtigen heißt ein thätiges Leben ein elendes, dem Geistesträgen Studiren eine Marter; eben so halten wir das, wozu wir alle schwach sind, für hart und unerträglich, ohne zu bedenken, für wie viele es schon eine Folter sey, Wein zu entbehren, oder mit Sonnenaufgang geweckt zu werden. Nicht von Natur ist dergleichen schwer, sondern weil wir schlaff und entnervt sind. Großes muß mit großem Sinn beurtheilt werden; sonst scheint der Fehler jenen Dingen anzugehören, während es der unsrige ist. So erhält der geradeste Stab, in's Wasser gesteckt, den Schein eines krummen und geknickten. Es kommt nicht nur darauf an, *was*, sondern *wie* man sieht: unser Geist sieht nicht helle genug, um das Wahre zu schauen. Denke Dir einen Jüngling von unverdorbenem Gemüth und kräftigem Geiste: er wird sagen, daß ihm der Mann, welcher alle Lasten eines widrigen Geschickes mit starkem Nacken trägt, und über seinem Schicksal erhaben steht,

als der beglücktere erscheine. Es ist nichts Besonderes, seine Fassung zu behaupten, wo alles ruhig ist: aber den bewundern, der sich aufrichtet, wo alle niedergedrückt werden, der steht, wo alle zu Boden liegen. Was ist das Ueble an Folterqualen und an Allem dem, was man widrig nennt? Gewiß nur, daß solche Dinge den Geist lähmen und niederbeugen, dergleichen dem Weisen nie begegnen kann. Dieser steht aufrecht unter jeglicher Bürde: nichts macht ihn kleiner; nichts von Allem dem, was er tragen soll, mißfällt ihm. Er beklagt sich nicht, daß ihn getroffen, was irgend den Menschen treffen kann; er kennt seine Kraft, und weiß, daß er einer Last gewachsen ist.

Ich nehme den Weisen nicht aus der Zahl der Menschen aus, und behaupte nicht, daß aller Schmerz von ihm, wie von einem Fels, der keiner Empfindung fähig ist, ferne bleibe. Ich habe nicht vergessen, daß er aus zwei Theilen besteht: der eine ist vernunftlos; dieser kann gebrannt, gebissen, gequält werden: der andere ist vernünftig, unerschütterlich in seinen Ansichten, unerschrocken, unbezwinglich. In diesem wohnt jenes höchste Gut des Menschen. So lange dasselbe nicht vollständig ist, herrscht noch ein ungewisses Schwanken der Gesinnung; wenn es aber seine Vollendung erreicht hat, so ist sein Bestand unverrückt. Hat also der Verehrer der Tugend erst begonnen, ist er noch im Fortschreiten zum Höchsten begriffen, hat er zwar dem höchsten Gute sich genähert, aber noch nicht die letzte Hand an dasselbe gelegt, so wird er bisweilen einen Stillstand machen, und hie und da etwas nachlassen in der Anstrengung seines Geistes: denn er ist noch nicht über das Ungewisse hinaus, und befindet sich noch

immer auf schlüpfrigem Boden. Der Glückliche aber, der Mann von vollendeter Tugend, ist sich dann am liebsten, wann er sich am muthigsten erprobt hat. Was Anderen furchtbar ist, erträgt er nicht nur, sondern heißt es willkommen, wenn es der Preis irgend einer schönen Pflicht ist, und er will lieber um so viel besser, als um so viel glücklicher heißen.

Ich komme nun auf das, wozu Deine Erwartung mich ruft. Damit man nicht glaube, unsere Tugend lebe außer der Wirksamkeit, so kann der Weise von Zittern, Schmerz, Blässe befallen werden; aber alles Dieß sind nur Anregungen seines Körpers. Wo ist also das Unglück? wo das wahre Uebel? Es ist dann vorhanden, wann jene Empfindungen den Geist niederziehen, wann sie ihn zum Geständniß der Unterwürfigkeit nöthigen, wann sie ihn zur Unzufriedenheit mit sich selbst bringen. Der Weise aber überwindet das Schicksal durch seine Tugend. — „Aber viele Bekenner der Weisheit haben sich zuweilen durch die leichtesten Drohungen erschrecken lassen?" — Das ist unser Fehler, wenn wir, was man von dem Weisen sagt, auch von dem Anfänger verlangen. Ich suche nur erst, mir anzueignen, was ich lobe; noch habe ich es mir nicht angeeignet; und auch, wenn ich es hätte, wäre es mir noch nicht so geläufig, stände mir noch nicht jeden Augenblick so zu Gebot, daß es sich mir in allen Fällen gleich darböte. Gleichwie die Wolle gewisse Farben gleich auf das erste Mal annimmt, andere nur dann einsaugt, wann sie mehrere Male in dieselben eingeweicht und darin gesotten worden ist; so gibt es auch Lehren, welche sich sogleich bethätigen, sobald sie in den Geist aufgenommen sind. Diese Lehre

aber muß erst tief in das Gemüth eingedrungen seyn, seit lange sich festgesetzt, der Seele nicht eine äußere Färbung gegeben, sondern sie durchdrungen haben, wenn sie leisten soll, was sie versprochen hatte. Diese Lehre läßt sich ganz kurz und mit wenigen Worten geben: das einzige Gut ist die Tugend; es gibt wenigstens keines ohne die Tugend: die Tugend selbst aber hat ihren Sitz in unserem bessern, das ist, in unserem vernünftigen Theile. Was ist aber diese Tugend? Ein richtiges, unveränderliches Urtheil. Denn aus diesem kommen die Regungen des Gemüthes; dieses läutert und klärt alle die Vorstellungen auf, wodurch die Regungen hervorgebracht werden. Diesem Urtheil wird es entsprechend seyn, alle Dinge, welche mit der Tugend in Berührung stehen, für Güter, und zwar für solche zu erklären, welche unter sich gleich sind. Güter des Körpers sind zwar für den Körper gut, aber für das Ganze sind sie es nicht. Diese werden wohl eine Art von Werth, aber keine Würde haben; sie werden unter sich weit abstehende Verschiedenheiten zeigen, und theils größer, theils geringer seyn. Sogar daß unter den Anhängern der Weisheit selbst große Unterschiede seyen, werden wir zugeben müssen. Der Eine hat es nur erst so weit gebracht, daß er es wagt, die Augen gegen das Schicksal aufzuschlagen, aber nicht anhaltend; denn von dem übermächtigen Glanze geblendet, senkt er sie nieder. Ein Anderer ist schon so weit, mit offenem Gesicht ihm gegenüber zu treten; wer es schon auf's Höchste gebracht, ist auch voll Selbstvertrauen. Das Unvollkommene muß nothwendig schwanken, bald sich vorwärts wagen, bald aber straucheln und fallen. Es wird aber fallen,

wenn es nicht beharrlich zum Fortgehen sich anstrengt. Wer nachläßt an Eifer und treuem Bestreben, muß rückwärts gehen. Niemand findet seine Fortschritte da, wo er sie gelassen hatte.

Vorwärts also! Laß uns beharrlich weiter dringen! Noch ist mehr zu thun übrig, als wir schon gethan; aber es ist schon ein großer Fortschritt, fortschreiten zu wollen. Dessen bin ich mir bewußt: ich will, und will von ganzem Herzen. Und ich sehe auch Dich von diesem Verlangen erfüllt, sehe Dich mit großem Drang dem Schönsten zueilen. Eilen wir denn! So erst wird das Leben eine Wohlthat seyn; sonst ist es ein Verzug, und zwar ein schimpflicher, wenn wir unter Gemeinem verweilen. Trachten wir, daß alle Zeit unser sey; sie wird es aber nicht seyn, wenn wir nicht zuvor selbst unser eigen geworden sind. Wann wird es uns so gut werden, Glück und Unglück verachten zu können? Wann so gut werden, alle Leidenschaften zu bändigen, unserem Willen sie zu unterwerfen, und auszurufen: ich habe gesiegt! „Ueber wen?" fragst Du? Nicht über die Perser, noch über der Meder äußerste Stämme, noch auch über irgend ein Kriegervolk, das noch jenseits der Dahen *) wohnte; sondern über die Geldgier, über den Ehrgeiz, über die Todesfurcht, welche selbst über die Besieger der Nationen siegt.

---

*) Am caspischen Meere.

Zweiundsiebzigster Brief.

Geschäfte sollen uns von dem Studium der Weisheit nicht abhalten.

Der Gegenstand, wegen dessen Du mich befragtest, war mir damals, als ich mich damit beschäftigte, vollkommen geläufig: allein ich habe mein Gedächtniß seit lange nicht mehr aufgefrischt, und so steht mir die Sache nicht sogleich zu Gebot. Ich finde, daß es mir geht, wie den Bücherrollen, welche zusammenkleben, wenn sie lange nicht gebraucht wurden: ich muß den Geist entfalten, und, was ich in denselben niedergelegt, von Zeit zu Zeit aufregen, damit es zur Hand sey, so oft ich es gebrauchen will. Verschieben wir also jenen Gegenstand für jetzt; denn er erfordert eine mühevolle und sorgfältige Untersuchung. Sobald ich aber auf einen längeren Aufenthalt an einem und demselben Orte hoffen darf, werde ich ihn vornehmen. Es gibt Dinge, über welche man im Wagen schreiben kann: andere erfordern Muße und die Einsamkeit des Ruhebettes. Nichts destoweniger muß auch in diesen geschäftevollen Tagen etwas gethan werden, und zwar an jedem derselben. Denn Geschäfte werden uns zu jeder Zeit neue zuwachsen; wir pflanzen sie gleichsam; daher gehen aus jedem einzelnen ihrer mehrere hervor. Sodann verwilligen wir uns selbst Fristen; wir sprechen: „wenn ich mit dieser, jener Arbeit zu Stande bin, so will ich mit ganzer Seele mich darauf legen; wenn ich diese lästige Sache ins Reine gebracht haben werde, will ich dem (philosophischen) Studium mich ganz widmen." Nicht erst, wenn Du

Nichts zu thun hast, sollst Du philosophiren. Alles Uebrige ist hintanzusetzen, um einer Sache obzuliegen, für welche keine Zeit lange genug ist, auch wenn unser Leben die äußerste Gränze des Menschenalters erreichte. Es ist kein großer Unterschied, ob Du die Philosophie ganz aufgibst, oder Pausen machst. Denn man bleibt nicht stehen, wo man abbrach: wer das Fortschreiten unterlassen hat, kommt wieder auf den Anfang zurück, wie gewisse Körper, nachdem sie angespannt gewesen, wieder (in ihre vorige Lage) zurückspringen.

Man muß seine Geschäfte bekämpfen, und, statt sie langsam zu entwickeln, wegschaffen. Keine Zeit ist für das Studium des Heilsamen ungeeignet, und doch studiren Manche unter Umständen nicht, um deren willen sie gerade studiren sollten. Es wird immer Etwas eintreten, was abhält, aber nicht den, dessen Geist unter jeglichem Geschäft heiter und aufgeweckt ist. Nur der Unvollkommene erleidet noch Unterbrechungen seiner Heiterkeit: die Freude des Weisen ist eine fortgesetzte: sie wird durch keinen Zufall, durch keinen Glückswechsel gestört; sie ist immer und allenthalben ungetrübt. Denn er hängt nicht von Aeußerem ab, und wartet nicht auf des Glückes, noch eines Menschen Gunst. Seine Glückseligkeit ist eine innere; sie würde aus der Seele heraustreten, wenn sie einträte; sie hat ihr Entstehen in derselben. Bisweilen erscheinen Dinge von außen, die ihn an seine Sterblichkeit gemahnen; allein es sind Kleinigkeiten, welche uns die äußerste Haut streifen. Anwehen wird ihn hie und da ein Ungemach: aber sein Hauptgut steht fest. Ich gebe es also zu, daß äußerliche Unfälle ihn berühren können; wie aus einem gesunden und kräftigen Körper bisweilen gleiche

Blüthen

Pusteln und Geschwürchen hervortreten; und gleichwohl ist im Innern kein Schaden. Es ist also, behaupte ich, derselbe Unterschied zwischen dem vollendeten Weisen und dem werdenden, wie zwischen dem Gesunden und dem allmählig von einer schweren und langwierigen Krankheit Genesenden, dem ein leichterer Anfall statt der Gesundheit gilt. Dieser verschlimmert sich nicht selten, wenn er nicht behutsam ist, und fällt in den früheren Zustand zurück: der Weise verfällt weder in eine frühere, noch überhaupt in eine Krankheit mehr. Die Gesundheit des Körpers dauert nur eine Zeitlang; der Arzt verbürgt sie nicht, auch wenn er sie wiederherstellte; oft wird er zu dem, den er behandelt hatte, auf's Neue gerufen. Des Weisen Gemüth aber ist mit Einemmal und ganz geheilt. Ich will Dir sagen, an was ein gesundes Gemüth zu erkennen ist: es ist mit sich selbst zufrieden; es vertraut sich selbst; es weiß, daß Alles, was die Sterblichen zu wünschen pflegen, daß alle gegebenen und erbetenen Wohlthaten für das glückliche Leben ohne Bedeutung sind. Denn was eines Zuwachses fähig ist, ist unvollkommen; was eine Minderung erleiden kann, ist nicht dauernd; aber wessen Freude bleibend seyn soll, muß sich deß freuen können, was ihm eigen ist. Alles dagegen, wornach die Menge hascht, treibt hin und her; das Schicksal gibt kein Eigenthum. Allein auch diese Gaben des Zufalls gewähren Genuß, wenn die Vernunft Maaß und Ordnung in dieselben bringt. Die Vernunft ist's, welche auch den Außendingen Werth gibt, deren Gebrauch dem Gierigen nicht einmal erfreulich ist.

Attalus pflegte sich dieses Gleichnisses zu bedienen: „du

sahst wohl schon einen Hund, wie er die von seinem Herrn ihm zugeworfenen Stücke Brod oder Fleisch mit offenem Maule aufschnappte? Was er so erhascht, schlingt er mit Einemmal hinunter, und harrt sogleich wieder voll Gier des Weitern. So geht es uns: was uns Harrenden das Schicksal zuwirft, das verschlucken wir ohne allen Genuß, und trachten in gespannter Erwartung auf neuen Raub." Nicht also der Weise: er ist gesättigt. Fällt ihm Etwas zu, so nimmt er es mit Ruhe an, und legt es zurück. Er genießt der höchsten, ununterbrochenen, ihm eigenen Freude. Mancher hat guten Willen, hat Fortschritte gemacht; aber noch fehlt ihm viel zum Höchsten. Dieser sinkt und hebt sich abwechselnd; bald schwingt er sich zum Himmel, bald wird er zur Erde niedergedrückt. Bei so gehemmtem Streben ist für den noch Ungebildeten und Unerfahrenen des Fallens kein Ende; er sinkt in jenes epicurische Chaos ohne Halt und Ziel. Noch ist eine dritte Art, derer nämlich, welche nahe an die Weisheit hinreichen, die sie zwar noch nicht wirklich berühren, aber doch schon ganz vor Augen, und, daß ich so sage, in ihrem Bereiche haben: diese werden nicht erschüttert; sie gleiten nicht einmal zur Seite aus; sie sind noch nicht auf dem Trockenen, doch schon im Hafen. Da nun zwischen den Ersten und Letzten so große Unterschiede sind, da schon die Mittleren ihr Gutes haben, aber eine große Gefahr sie begleitet, Rückschritte zum Schlimmeren zu machen, so dürfen wir uns nicht den Geschäften überlassen; sie sind auszuschließen. Denn wenn sie einmal Eingang gefunden haben, bringen sie immer wieder andere an ihre Stelle. Wehren wir ihnen gleich in ihrem Beginn! Besser, sie fangen gar nicht an, als hören auf.

Dreiundsiebzigster Brief.

Der Weise ist dem Fürsten nicht abhold: er verdankt ihm seine Muße.

Ich halte es für einen Irrthum, zu glauben, daß die treuen Anhänger der Philosophie widerspenstige, zum Ungehorsam geneigte Menschen, und Verächter der Obrigkeiten, Fürsten, und aller Derer seyen, durch welche der Staat verwaltet wird. Im Gegentheil ist diesen Niemand dankbarer als der Philosoph, und nicht ohne Grund; denn Niemand hat ihnen mehr zu danken, als Leute, denen in Ruhe und Frieden zu leben vergönnt ist. Nothwendig müssen also Diejenigen, welchen die öffentliche Sicherheit zur Erreichung ihres erhabenen Zweckes, recht zu leben, förderlich ist, den Urheber dieses Gutes als einen Vater ehren, gewiß noch weit mehr, als jene Unruhigen, dem öffentlichen Leben Angehörigen, welche Vieles den Fürsten verdanken, aber auch Vieles ihnen anrechnen; welchen auch der Freigebigste nie mit so vollen Händen entgegenkommen kann, daß er ihre Begierden sättigte, die anwachsen, indem man sie befriedigen will. Wer an das noch zu Empfangende denkt, vergisst des Empfangenen, und das Schlimmste ist an der Begehrlichkeit, daß sie undankbar ist. Nimm hinzu, daß Keiner von allen, die in Staatsämtern stehen, darauf sieht, wen sie übertreffen, sondern, von wem sie übertroffen werden, und daß es ihnen nicht so angenehm ist, Viele hinter sich, als lästig, Einen vor sich zu sehen. Das ist das Gebrechen jeder Ehrsucht: sie sieht nicht rückwärts. Und nicht blos die Ehrsucht ist unstät, sondern jede Begierde, weil sie immer vom Ende anfängt. Aber der lautere

und reine Mann, der von Curie und Forum und aller Staatsverwaltung sich zurückgezogen hat, um höheren Dingen ausschließlich zu leben, hält die Männer werth, die ihm die Möglichkeit verschaffen, Dieß in Sicherheit zu thun; er allein erklärt sich ihnen ohne Gegenseitigkeit für verpflichtet, und dankt ihnen ohne ihr Wissen eine große Wohlthat. Wie er seine Lehrer verehrt und hochachtet, deren Verdienst es ist, daß er aus jenen Irrsalen sich herausfand, so auch diejenigen, unter deren Schutz er sein edles Werk treibt. „Aber," sagt man, „der Fürst schützt eben so gut auch Andere mit seiner Macht." Unstreitig. Allein, wie von Mehreren, welche gleich günstiges Wetter hatten, derjenige dem Neptun den meisten Dank schuldig zu seyn glaubt, welcher die meisten und kostbarsten Sachen über das Meer führte; wie der Kaufmann noch freudiger, als der bloße Reisende, sein Gelübde löst, und wie unter den Kaufleuten derjenige, welcher Spezereien und Purpur und mit Gold aufzuwägende Waaren brachte, brünstiger dankt, als ein Anderer, der nur werthlose Dinge, um als Ballast zu dienen, an Bord geschafft hatte; so empfindet die Wohlthat dieser Ruhe, die sich auf Alle erstreckt, doch derjenige tiefer, welcher sie weise benützt. Denn gar viele sind unter jenen Männern in der Toga, für welche der Friede mühevoller als der Krieg ist. Oder glaubst Du, daß Leute gleich dankbar für den Frieden sind, welche ihn unter Trunkenheit und Wollüsten und andern Lastern verbringen, denen man sogar durch Krieg wehren sollte? Oder hältst Du etwa den Weisen für so unbillig, daß er für ein Gut, das Alle angeht, nicht auch an seinem Theile dankbar seyn zu müssen glaubte? Der Sonne und dem Monde verdanke ich

unendlich Vieles, und doch gehen sie nicht mir allein auf; dem Jahr und der Gottheit, die es regiert, bin ich für meine Person zu Dank verpflichtet, wiewohl diese Einrichtung keinesweges mir zu Ehren getroffen ist. Die thörichte Eigensucht der Sterblichen unterscheidet zwischen Besitz und Eigenthum, und betrachtet nichts als das Seinige, was Allgemein ist: aber der Weise hält Nichts so sehr für das Seinige, als was mit ihm das ganze Menschengeschlecht theilt. Dergleichen Dinge wären ja nicht gemeinschaftlich, wenn nicht jedem Einzelnen ein Theil davon zukäme. Der Weise macht zu seinem Eigenthum, auch was er nur zum kleinsten Theile mit andern gemein hat.

Bedenke jedoch, daß große und wahrhafte Güter nicht so vertheilt sind, daß den Einzelnen nur ein kleiner Theil träfe: sie kommen Jedem ganz zu. Wird Wein oder Oel unter das Volk ausgetheilt, so erhält der Einzelne so viel, als auf den Kopf versprochen worden; ein öffentlicher Schmaus, eine Fleischspende, und was sonst mit Händen sich greifen läßt, geht in Theile: aber diese untheilbaren Güter, Friede und Freiheit, gehören dem Einzelnen wie der Gesammtheit ganz an. Der Weise erinnert sich daher, durch wen ihm der Gebrauch und Genuß derselben zu Theil werde; durch wen es komme, daß keine öffentliche Noth ihn zu den Waffen, zum Wachdienst, zur Vertheidigung der Mauern, zu so mancherlei Leistungen ruft, welche der Krieg erfordert, und dankt dafür seinem Regenten. Das vornehmlich lehrt die Philosophie, Wohlthaten recht erkennen und recht erwiedern: zuweilen aber ist schon diese Anerkenntniß eine Erwiederung. Er wird es also anerkennen, wie vieles er dem verdanke, durch dessen

Walten und Fürsorge ihm seine behagliche Muße, die freie Verfügung über seine Zeit, und eine durch keine öffentlichen Geschäfte gestörte Ruhe zu Theil wird.

O Meliböus, ein Gott hat diese Ruh' uns gewähret!
Denn forthin ist jener ein Gott mir *).

Wenn nun schon der Geber einer Ruhe zu großem Danke verpflichtet, deren größten Vortheil der Dichter so bezeichnet:

Siehe, die Rinder, sie irren auf sicherer Weide; mir selber
Hat er ein harmlos Spiel auf ländlichem Rohre verstattet:

wie hoch ist diese Ruhe nicht zu schätzen, welche unter Göttern verlebt wird, und zu einem Gott macht?

Ich spreche nicht anders, Lucilius: ich rufe Dich gerades Weges in den Himmel. Sextius pflegte zu sagen, Jupiter vermöge nicht mehr, als der gute Mann. Jupiter hat mehr, was er den Menschen verleihen kann; aber von zwei Guten ist der Reichere nicht darum der Bessere, so wenig, als man von Zweien, welche die gleiche Geschicklichkeit, ein Fahrzeug zu regieren, besitzen, denjenigen den besseren nennen kann, der ein größeres und ansehnlicheres Fahrzeug hat. Was hat also Jupiter vor dem guten Manne voraus? Er ist länger gut. Der Weise aber schätzt sich darum nicht geringer, weil seine Tugenden auf eine kürzere Dauer beschränkt sind. Wie von zwei Weisen derjenige, welcher länger lebt, nicht glücklicher ist als der, dessen Tugend von einer geringern Zahl Jahre eingeschlossen ist; so übertrifft Gott den Weisen, wenn auch an Dauer, doch nicht an Glückseligkeit. Die länger

---

*) Virgil. Eklogen I, 6 ff., bezüglich auf den durch Augustus hergestellten Frieden.

währende Tugend ist darum nicht die größere. Jupiter hat Alles; aber er überläßt es Andern, es zu haben. Für ihn gibt es keinen andern Gebrauch davon, als der Urheber des Gebrauchens für Alle zu seyn. Der Weise sieht mit demselben Gleichmuth, wie Jupiter, Alles in Anderer Händen, und verachtet es; und er achtet sich um so höher, als Jupiter die Dinge nicht gebrauchen kann, der Weise es nicht will. Glauben wir also dem Sextius, der uns den schönsten Weg zeigt und ruft: „Hier geht man zu den Sternen! Hier auf dem Wege der Genügsamkeit, der Mäßigung, der Willenskraft!“ Die Götter sind nicht stolz, nicht mißgünstig; sie lassen uns heran, sie reichen dem Aufsteigenden die Hand. Du wunderst Dich, daß der Mensch zu den Göttern gehe? Der Gott kommt zu den Menschen; ja, was noch näher ist, er kommt in die Menschen. Es ist kein gutes Gemüth ohne Gott. Same des Göttlichen ist in die menschlichen Körper ausgestreut. Nimmt ein guter Ackersmann ihn auf, so keimt Aehnliches dem Ursprunge, so wächst empor, was gleich ist dem, woraus es gekommen; empfängt ihn ein schlechter, so tödtet ihn dieser, wie ein unfruchtbarer und sumpfigter Boden, und sofort erzeugt er Unkraut statt der Früchte.

Vierundsiebzigster Brief.

Die Tugend ist das einzige Gut.

Dein Brief hat mir Freude gemacht, und mich in meiner Abspannung gestärkt; auch mein Gedächtniß, das schon

viel an Treue und Kraft verloren, hat er wieder aufgefrischt. Wie solltest Du, mein Lucilius, nicht mit Recht für das wichtigste Hilfsmittel zur Glückseligkeit die Ueberzeugung halten, daß die Tugend das einzige Gut sey? Denn wer andere Dinge für Güter hält, geräth in die Gewalt des Glücks, und fällt fremder Willkühr anheim: wer aber alles Gute nur auf die Tugend beschränkt, ist glücklich durch sich selbst. Einer trauert, wenn er seine Kinder verliert; ein Anderer ist voll Bekümmerniß, wenn sie erkranken; ein Dritter grämt sich über ihre schlechte Aufführung, oder über irgend eine Beschimpfung, die sie erfahren. Du siehst, wie Diesen die Liebe zu einem fremden Weibe, Jenen eine Liebschaft des eigenen peinigt; auch fehlt es nicht an solchen, welche über eine fehlgeschlagene Bewerbung sich abhärmen, noch an solchen, welche die erlangte Stelle selbst unglücklich macht. Am größten ist aber unter dem ganzen Geschlechte der Sterblichen die Schaar der Beklagenswürdigen, welche die Erwartung des allenthalben über ihnen schwebenden Todes ängstigt; denn es gibt keinen Ort, wo er ihnen nicht vor die Seele träte. Wie solche, die in Feindesland wandern, müssen sie sich dahin und dorthin umsehen, und den Kopf nach jeglichem Geräusche wenden. Wer diese Angst nicht aus der Brust verbannt, lebt stets mit klopfendem Herzen. Es werden uns Verbannte begegnen, und Leute, die man aus ihren Besitzungen vertrieben; es werden uns Reiche begegnen, welche — die drückendste Gattung der Armuth — in Mitten ihrer Schätze darben; Schiffbrüchige werden uns begegnen und Solche, denen es wie Schiffbrüchigen erging, welche entweder der Grimm des Volkes, oder der Neid, dieser verderbliche Feind gerade

der Besten, in ihrer nichtsahnenden Sicherheit niederwarf, nach des Sturmes Art, der oft aus heiterem Himmel über die sorglos Schiffenden herfährt, oder wie ein plötzlicher Wetterstrahl, bei dessen Einschlag die ganze Umgebung erbebt. Denn wie dort, wer dem Blitze nahe stand, ähnlich wie der Getroffene, betäubt wird; so überfällt hier, bei den Wirkungen irgend einer Gewalt, das Unglück Einen, die Uebrigen die Furcht, und nicht minder, als Jenen sein Leiden, bekümmert Diese die Möglichkeit des Leidens. Fremde und plötzliche Unfälle ängstigen die Herzen Aller. Wie das Sausen selbst der leeren Schleuder den Vogel schreckt, so scheucht uns nicht blos ein Schlag auf, sondern schon ein Krachen. Niemand kann also glücklich seyn, der diesem Wahne sich hingibt: es ist kein Glück ohne die Furchtlosigkeit; es lebt sich schlecht, wo nicht zu trauen ist. Wer sich viel auf das Zufällige einläßt, bereitet sich unzählige und unvermeidliche Anläße zur Störung seiner Ruhe. Es gibt nur Einen Weg, der zur Sicherheit führt: äußere Dinge zu verachten und mit der Tugend sich zu begnügen. Denn wer irgend ein Ding für besser hält, als die Tugend, oder irgend Etwas außer ihr für ein Gut, wird seine Arme nach Allem ausbreiten, was das Glück blindlings hinwirft, und ängstlich seine Geschosse erwarten. Stelle Dir im Geiste das Bild vor, wie das Glück ein Spiel anstellt, und über diesen Schwarm von Sterblichen Ehrenstellen, Reichthümer und Fürstengunst ausschüttet; wie diese Dinge unter den Händen derer, die sich darum raufen, zerrissen, oder unter unehrliche Genossen vertheilt, oder auch zum großen Nachtheile derer, denen sie in die Hände gerathen, erhascht werden; wie so manches

derselben Gleichgültigen zufällt, manches über der gierigen Hast, mit welcher man es zu greifen sucht, weggestoßen wird und verloren geht. Keinem aber, auch wenn der Raub gelungen ist, dauert die Freude an dem Geraubten in die Länge. Der Weise verläßt alsbald das Theater, wenn er sieht, daß das Auswerfen von Geschenken angeht *): er weiß, daß Kleinigkeiten theuer zu stehen kommen. Man balgt sich nicht mit dem, der sich zurückzieht: wer weggeht, erhält keine Stöße: nur um den Gewinn rauft man sich. Dasselbe geschieht bei den Dingen, welche das Glück von oben herabwirft. Wir lassen uns hin und herzerren im heißen Gedränge, wir Armen! Mehr als zwei Hände möchten wir haben; immer wieder schauen wir zum Glücke hinauf, das allzu zögernd die Dinge auszuwerfen scheint, welche unsere Begierden reizen, und, von Allen erwartet, nur an Wenige kommen werden. Wir möchten ihnen entgegen kommen; wir freuen uns, wenn wir etwas erhascht haben, und Andere eine nichtige Hoffnung täuschte; eine armselige Beute entgelten wir mit irgend einem großen Schaden, oder sehen uns durch sie betrogen. Entziehen wir uns also solchen Spielen; räumen wir das Feld jenen Raufbolden! Mögen diese nach jenen schwebenden Gütern, selbst in banger Schwebe, gaffen. Wer bei sich beschlossen hat, glücklich zu seyn, halte die Tugend für das einzige Gut. Denn wenn er irgend etwas Anderes dafür hielte, so urtheilte er ungerecht von der Vorsehung, weil dem Rechtschaffenen manche Unfälle begegnen, und weil Alles, was sie

*) Die Kaiser ließen zuweilen bei den öffentlichen Spielen Geldstücke, Schaumünzen, Spielwerke von unbedeutendem Werth auswerfen, um welche sich die Menge balgte.

uns gibt, kurz ist und unbedeutend, wenn wir es mit der Dauer der ganzen Welt vergleichen. Aus der Klage hierüber geht Undank und Mißverstand der Weltregierung hervor. Wir beschweren uns, daß uns so wenige, so ungewisse, so kurz dauernde Güter, und nicht immer, wann wir wollen, zu Theil werden. So kommt es, daß wir nicht zu leben, noch auch zu sterben Lust haben: das Leben ist uns verhaßt, der Tod furchtbar. Jeder Entschluß schwankt, und kein Glück vermag uns zu sättigen. Die Ursache aber ist, daß wir es noch nicht zu jenem unermeßlichen und unübertrefflichen Gute gebracht haben, bei welchem unsere Wünsche stille stehen müssen, weil es nichts Höheres als das Höchste gibt. Warum die Tugend nichts bedürfe? Sie freut sich des Gegenwärtigen, und begehrt nicht das Abwesende; sie ist an allem Guten reich, weil sie Genüge hat. Geben wir diesen Grundsatz auf, so ist Treue dahin und Rechtschaffenheit. Wer diese beide bewahren will, muß Vieles über sich ergehen lassen, was Uebel heißt, Vieles aufopfern von Dem, was wir hochhalten, als ob es Güter wären. Dahin wäre der Muth, der sich in Gefahren versuchen muß; dahin der Hochsinn, der unmöglich emporkommen kann, wenn er nicht alles klein achtet, was die Menge als das Höchste sich wünscht; dahin die Dankbarkeit — eine lästige Pflicht für Den, der irgend etwas Werthvolleres kennt als treue Gesinnung, der nicht nach dem Edelsten trachtet.

Doch genug hiervon. Entweder sind die Dinge, die man so nennt, keine Güter, oder der Mensch ist glücklicher als Gott, weil dieser, was uns bereitet ist, nicht gebraucht. Denn Sinnenlust berührt ihn nicht, noch Gaumengenuß, noch

Geldgier, noch irgend Etwas von Dem, was die Menschen ködert und mit armseligem Vergnügen anzieht. Man müßte also annehmen können, daß Gott der Güter ermangle, oder es ist dieß gerade ein Beweis, daß, was der Gottheit fehlt, keine Güter seyn können. Zudem sind ja manche Dinge, die für Güter gelten wollen, den Thieren in vollerem Maße als den Menschen zu Theil geworden. Sie nehmen ihre Nahrung mit gierigerer Lust zu sich, als wir; der Liebesgenuß erschöpft sie weniger; ihre Kräfte haben eine größere, gleichmäßigere Festigkeit: daraus würde folgen, daß sie um vieles glücklicher seyen, als der Mensch. Sie leben ja ungekränkt von Schlechtigkeit und Trug; sie genießen ihre Lust reichlicher und müheloser, ohne alle Furcht vor Beschämung oder Reue. Bedenke also, ob ein Gut heißen kann, was der Mensch vor der Gottheit voraus hat. Das höchste Gut muß in unserem Gemüthe wohnen: es wird werthlos, wenn es von unserem edelsten Theile in den schlechtesten übergeht, und den Sinnen anheim fällt, die bei den vernunftlosen Thieren lebendiger sind. Wir dürfen die höchste Bedingung unseres Glücks nicht im Fleische suchen.

Die wahren Güter sind die, welche die Vernunft gewährt; sie sind die gründlichen und ewigdauernden: denn sie können keine Abnahme und Verminderung erleiden. Die übrigen sind eingebildete Güter, und haben mit den wahren nur den Namen gemein: das Eigenthümliche des Guten haben sie nicht. Man sollte sie deswegen Annehmlichkeiten heißen, oder, wie wir Stoiker thun, Vorziehbare*); dabei sollte

*) Producta, προηγμένα, die caeteris paribus den Vorzug verdienen.

man immer denken, daß sie uns dienstbar, nicht Theile von uns sind. Sie mögen bei uns seyn; aber wir sollen nie vergessen, daß sie außer uns sind. Und auch wenn sie bei uns sind, haben wir sie zu den untergeordneten und niedrigen Dingen zu rechnen, auf welche sich Niemand etwas zu Gute thun darf. Was ist alberner, als eitel seyn auf Etwas, was man nicht selbst gemacht hat? All dergleichen mag an uns herankommen, aber nicht an uns haften, damit, wenn es genommen wird, wir uns ohne Verletzuug davon trennen. Nicht rühmen sollen wir uns dieser Dinge, wohl aber ihrer uns bedienen, und zwar mit Maß, als solcher, die uns anvertraut und wieder abzugeben sind. Wer ohne Vernunft sie besitzt, behält sie nicht lange: das Glück selbst, ungemäßigt, wird sich selbst zur Last. Wer den so flüchtigen Gütern traut, ist bald verlassen, und ob auch nicht verlassen, doch vielfältig angefochten. Wenigen stand es frei, ihr Glück sanft von sich zu thun; die Meisten stürzen sammt Denen, unter welchen sie emporragten, und was sie erhoben hatte, erdrückt sie. Also ziehe man die Weisheit zu Rathe, welche Maß und Sparsamkeit in jenen Dingen lehrt; weil die Ausgelassenheit ihre Mittel in hastiger Eile vertreibt, und das Maßlose nie von Dauer ist, wo nicht die regelnde Vernunft den Zügel führt. Dieß lehrt uns das Schicksal so vieler Städte, deren üppig gediehene Macht in Mitten der Blüthe sank: was Muth und Bürgertugend aufgebaut hatte, ward gestürzt durch Mangel an Mäßigung. Gegen solche Wechselfälle haben wir uns zu verwahren. Allein wider das Geschick gibt es keine unüberwindliche Mauer: also im Innern müssen wir uns rüsten. Sind wir dort wohl gedeckt, so können wir bestürmt, doch nicht genommen

werden. Was dieß für eine Rüstung sey, möchtest Du wissen? Gleichmuth bei Allem, was auch sich ereigne, und die Ueberzeugung, daß eben Das, was uns zu verletzen scheint, zur Erhaltung des Ganzen gehöre, und, wie vieles Andere, erforderlich sey, den Gang und die Aufgabe der Welt zu vollenden. Dem Menschen gefalle, was Gott gefällt: er selbst, und was an ihm ist, komme ihm nur insofern groß vor, als er unbesiegbar ist, als er die Uebel selbst unter sich hält, als er durch die Vernunft, welche mächtiger ist als Alles, Zufall, Schmerz und Unrecht sich unterwirft. Liebe die Vernunft: diese Liebe wird Dich gegen das Härteste waffnen. Die Liebe zu ihren Jungen treibt wilde Thiere in den Jagdspieß, ihre Wildheit und ein gedankenloser Naturtrieb macht sie unbezwinglich; die Begierde nach Ruhm läßt oft ein jugendliches Herz Schwert und Flammen verachten. Ein Schein oft nur, ein Schatten von Tugend treibt zu freiwilligem Tode. Wie viel muthvoller, wie viel standhafter als dieses Alles die Vernunft ist, um so gewaltiger dringt sie durch Schrecknisse und Gefahren.

„Umsonst," sagt man, „wollt ihr behaupten, daß außer dem Sittlichguten kein Gut sey. Eine solche Verschanzung wird euch gegen das Schicksal nicht sichern, noch frei machen. Ihr sagt ja, treugesinnte Kinder, ein sittlich wohl bestelltes Vaterland und gute Eltern seyen auch Güter. Gefahren also, welche diesen drohen, könnt ihr nicht mit Ruhe nahen sehen; Belagerung der Vaterstadt, Tod der Kinder, Knechtschaft der Eltern muß euch verletzen." Was dagegen für unsere Meinung gewöhnlich geantwortet wird, will ich zuerst ausführen, sodann noch Einiges hinzufügen, was noch außerdem

dagegen gesagt werden zu können scheint. Eine andere Bewandtniß hat es mit den Dingen, an deren Stelle, wenn sie uns genommen werden, irgend ein Ungemach tritt, z. B. die Gesundheit, wenn sie Schaden leidet, in Krankheit übergeht, oder das Erlöschen des Augenlichtes uns in Blindheit versetzt, oder ein Schnitt in die Kniesehnen nicht bloß die Behendigkeit benimmt, sondern Lahmheit verursacht. Diese Gefahr aber ist mit den oben erwähnten Dingen nicht verbunden. Wenn ich einen treuen Freund verloren habe, so habe ich deßwegen keine Treulosigkeit zu erfahren, und wenn ich gutgesinnte Kinder zu Grabe geleite, so treten deßwegen keine gottlosen an ihre Stelle. Sodann gehen nicht die Freunde oder die Kinder selbst, sondern nur ihre Körper verloren. Ein Gut aber geht nur auf Eine Weise verloren, wenn es zum Uebel wird; aber dieß gibt die Natur nicht zu, weil jede Tugend und jede ihrer Wirkungen unverdorben bleibt. Endlich, auch wenn Freunde, wenn wackere, den Wünschen des Vaters entsprechende Kinder wirklich verloren gehen, so gibt es Etwas, das ihre Stelle ausfüllen kann. Du fragst, was dieses sey? Dasselbe, was auch sie zu Guten machte, die Tugend. Diese duldet keine Lücke; sie nimmt das ganze Herz ein, und verbannt alles sehnsüchtige Verlangen. Sie allein genügt; denn das Wesen und der Grund alles Guten liegt in ihr. Was liegt daran, ob das abfließende Wasser aufgefangen wird oder sich verläuft, wenn der Born, aus dem es quillt, in Sicherheit ist? Du wirst nicht behaupten, man lebe rechtschaffener, geordneter, weiser, tugendhafter, wenn man seine Kinder noch besitzt, als wenn man sie verloren

hat; also wohl auch nicht besser. Freunde um sich sammeln, macht so wenig weiser, als ihr Verlust thörichter; folglich so wenig glücklich, als unglücklich. So lange Deine Tugend nichts gelitten hat, wirst Du keinen Verlust empfinden.

„Wie denn? Der Mann, den ein zahlreicher Kreis von Freunden und Kindern umgibt, wäre nicht der glücklichere?" Wie sollte er es? Das höchste Gut wird nicht verringert, noch vergrößert; es beharrt bei seinem Maß, wie auch das Schicksal sich anläßt: ob der Weise ein hohes Alter erreicht, oder diesseits desselben endet, das Maß des höchsten Gutes bleibt dasselbe, so verschieden auch das seiner Dauer seyn mag; ob Du einen größeren oder kleineren Kreis beschreibst, macht einen Unterschied des Raums, nicht der Form: mag der Eine lange bestehen, der Andere in dem Staube, in welchen er gezeichnet worden, wieder verwischt werden, die Form war bei beiden dieselbe. Das Rechte wird weder nach Größe, noch Zahl, noch Zeit bemessen; es läßt sich weder verlängern noch verkürzen. Weise einem tugendhaften Leben eine noch so kurze Dauer an, beschränke es auf einen einzigen Tag: es ist um nichts weniger tugendhaft. Bald hat die Tugend einen weitern Wirkungskreis, waltet über Städte, Provinzen, Reiche, gibt Gesetze, unterhält Freundschaften, nimmt Pflichten wahr gegen Angehörige und Kinder; bald aber ist sie eingeengt durch Armuth, Verbannung, Kinderlosigkeit: gleichwohl ist sie um nichts weniger groß, wenn sie von einer höhern Stellung in den Privatstand, von königlicher Würde zur Niedrigkeit herabsteigt; wenn sie aus dem ausgebreiteten Kreise öffentlicher Wirksamkeit in den engen Raum des Hauses sich zurückzieht. Sie ist gleich groß, auch wenn sie, allenthalben

ausgeschlossen, in sich zurücktritt: sie ist nichts destoweniger voll großen erhabenen Geistes, voll reiner Weisheit, voll unwandelbarer Gerechtigkeit. Darum ist sie immer gleich glücklich: denn dieses Glück ruht nur an Einem Orte, im Gemüthe selbst; es ist beständig, erhaben, ungetrübt; aber ohne Wissenschaft des Göttlichen und Menschlichen ist es nicht zu gewinnen.

Ich komme nun zu Dem, was ich selbst noch antworten wollte. Der Weise wird durch den Verlust seiner Kinder, seiner Freunde nicht niedergeschlagen; er trägt ihren Tod mit derselben Fassung, mit welcher er den seinigen erwartet; er fürchtet diesen eben so wenig, als er sich über jenen betrübt. Denn die Tugend besteht nur durch Gleichförmigkeit: all ihr Thun kommt mit ihr überein und paßt zu ihr: diese Uebereinstimmung geht verloren, wenn das Gemüth, das sich erheben sollte, in Trauer und Sehnsucht versinkt. Unwürdig ist jegliches Zagen, jeglicher Kummer, jede Verdrossenheit, wo zu handeln ist. Die Tugend ist unbesorgt und allzeit fertig: sie steht unerschrocken, zum Kampfe gerüstet. — „Aber wie? Den Weisen wird nie etwas, einem Affect Aehnliches, anwandeln? Nie wird er die Farbe wechseln, nie in seinen Mienen Unruhe verrathen, nie wird es ihm kalt durch die Glieder rieseln? und was sonst noch, nicht nach dem Willen der Seele, sondern durch irgend eine unabweisliche Naturwirkung in uns vorgeht?“ Ich gebe es zu; aber seine Ueberzeugung wird dieselbe bleiben, daß Nichts von jenen Dingen allen ein Uebel und werth sey, daß ein tüchtiger Sinn darüber kleinmüthig werde. Alles, was er zu thun hat, thut

er beherzt und unbedenklich. Denn wer gesteht nicht, daß es dem Thoren eigenthümlich ist, zaghaft und widerspenstig zu thun, was er thun muß, dahin mit dem Körper, dorthin mit der Seele zu wollen, und so von den widerstreitendsten Bewegungen sich zerreißen zu lassen? Gerade das macht ihn verächtlich, weswegen er sich überhebt und sich bewundert; und auch das thut er ungern, womit er prahlt. Wer aber ein Uebel fürchtet, wird eben durch die Erwartung nicht minder bedrängt, als ob es schon eingetreten wäre; und wem vor irgend einem Leiden bangt, leidet schon durch seine Furcht. Wie der Krankheit eines angegriffenen Körpers gewisse Zeichen vorangehen, ein lähmender Druck auf die Nerven, Mattigkeit ohne die geringste Anstrengung, Schläfrigkeit, ein schauriger Frost durch alle Glieder; so läßt sich auch ein schwacher Geist, lange ehe das Uebel ihn überfällt, darnieder schlagen: er nimmt es vorweg, und erliegt ihm vor der Zeit. Was aber ist thörichter, als sich über Zukünftiges ängstigen, und statt seine Kraft für kommende Leiden sparen, dieselben selbst herbeiziehen und beschleunigen, da man sie doch lieber verschieben sollte, wenn man sie nicht verscheuchen kann? Willst Du Dich überzeugen, daß die Zukunft Niemanden wirklich peinigt? Wenn man Einem sagte, daß er nach fünfzig Jahren die Todesstrafe werde zu erleiden haben, so kann ihn diß nicht außer Fassung bringen, wenn er nicht absichtlich die Zwischenzeit überspringt, und sich in ein Leiden versetzt, das erst nach einem halben Jahrhundert eintreten solle. Dasselbe ist es, wenn Gemüther, die im Trauern eine Lust finden, und Gründe zur Wehmuth aufsuchen, über längst Vergangenes und Vergessenes sich betrüben. Was vorüber ist, und

was kommen soll, ist nicht da: Beides fühlen wir nicht. Schmerz aber kommt nur aus Dem, was Du fühlst.

Fünfundsiebzigster Brief.

Die philosophische Sprache ist ungesucht. — Das Leben sey wie die Rede. Stufen der sittlichen Vervollkommnung.

Du beschwerst Dich, daß meine Briefe an Dich mit wenig Sorgfalt geschrieben seyen. Allein, mein Freund, wer recht sorgfältig sprechen will, spricht affectirt. Wie meine Rede wäre, wenn wir zusammen säßen oder lustwandelten, ungesucht und unbefangen; so sollen auch meine Briefe seyn: sie sollen nichts Gemachtes, nichts Gekünsteltes haben. Wenn ich es könnte, so wollte ich lieber zeigen, was ich denke, als aussprechen. Auch wenn ich mit Dir spräche, würde ich nicht mit den Füßen stampfen, noch die Arme in Bewegung setzen, oder die Stimme erheben; alles Dieses würde ich den Rednern überlassen, zufrieden, meine Gedanken Dir mitzutheilen, die ich so wenig ausschmückte, als hinwärfe. Nur von dem Einen würde ich Dich zu überzeugen wünschen, daß die Ansichten, welche ich ausspreche, wirklich die meinigen sind, und daß ich sie mit Liebe hege. Anders küßt man seine Geliebte, anders seine Kinder; aber auch in dieser, so reinen, so leidenschaftlosen Liebkosung offenbart sich zur Genüge der zärtliche Affect. So will ich auch wahrlich nicht, daß die Rede nüchtern und trocken seyn soll, wenn sie von so großen Dingen

handelt: die Philosophie verzichtet nicht auf geistreiche Behandlung; aber viele Mühe auf die Worte zu verwenden, ist nicht Noth. Unser oberster Grundsatz sey, zu reden, was wir denken, und zu denken, was wir reden: unser Wort stimme mit unserem Leben überein. Der hat sein Versprechen erfüllt, der, Du magst ihn sehen oder hören, immer derselbe ist. Wir werden sehen, wie er ist, wie groß er ist, wenn er stets Einer ist *). Unsere Worte sollen nicht unterhalten, sondern nützen. Bietet sich jedoch der Rednerschmuck dar, ohne ihn ängstlich suchen zu müssen, oder kostet er uns nur wenig, nun so möge er immer zur Hand seyn, und die schönsten Gegenstände begleiten. Nur sey er von der Art, daß er mehr die Sache, als sich in's Licht stelle. Andere Wissenschaften sind gänzlich Sache des Geistes; hier betreiben wir die Angelegenheit des Herzens. Der Kranke fragt nicht, ob sein Arzt ein Redner sey; doch wenn sich's trifft, daß der Mann, der ihn heilen kann, auch mit Geschmack über Das, was er zu thun hat, zu sprechen weiß, so wird er sich's gerne gefallen lassen. Nur hat er keinen Grund, sich besonders Glück zu wünschen, einem beredten Arzt in die Hände gefallen zu seyn; es ist dasselbe, wie wenn ein geschickter Steuermann zugleich auch schön ist. Wozu meine Ohren kitzeln? Wozu mich angenehm unterhalten? Es handelt sich um andere Dinge: ich muß gebrannt, geschnitten, streng gehalten werden; dazu bist Du berufen worden. Du sollst eine veraltete, schwere, allgemeine Krankheit behandeln; Deine Aufgabe ist so groß, als die des Arztes bei einer Pestseuche. Und Du bemühst

*) Diesen Sinn, oder keinen, hat unus sit bei Schweighäuser.

Dich um die Worte? Sey mehr als zufrieden, wenn es Dir gelingt, die Sache zu bewältigen. – Es ist so Vieles zu lernen – wann wirst Du es lernen? Wann wirst Du es so in Dir befestigen, daß es Dir nicht entfallen kann? Wann wirst Du es anwenden? Denn hier genügt es nicht, wie in andern Dingen, das Gelernte nur dem Gedächtniß übergeben zu haben; man muß es im Handeln erproben. Nicht wer es weiß, sondern wer es thut, ist der Glückliche.

„Wie aber? Gibt es keine Stufen unter diesem Glücklichen? Ist unmittelbar unter dem Weisen eine unendliche Kluft?" Ich glaube nicht; denn wer fortschreitet, gehört zwar noch zur Zahl der Unweisen, ist aber gleichwohl von diesen durch einen großen Abstand getrennt. Auch unter den Fortschreitenden selbst sind große Unterschiede. Sie theilen sich, nach der Annahme Einiger, in drei Gattungen. Die erste besteht aus solchen, welche die Weisheit noch nicht erreicht haben, aber schon in ihrer Nähe angelangt sind. Wer übrigens einem Orte nahe steht, befindet sich darum immer noch außer demselben. Wer Diese seyen, fragst Du? Diejenigen, welche alle Leidenschaften und Fehler abgelegt, die Alles gelernt haben, was sie in sich aufzunehmen hatten: aber noch ist ihr Selbstvertrauen unerprobt; sie haben ihre Tugend noch nicht in der Uebung. Doch schon können sie in das, was sie abgethan, nicht wieder gerathen; sie sind so weit, daß ein Rückfall nicht möglich ist; allein sie sind sich dessen noch nicht klar bewußt; wie ich in einem meiner Briefe sagte, „sie wissen nicht, was sie wissen." Schon ist ihnen das Glück geworden, ihrer Tugend zu genießen, aber noch nicht, auf sie zu bauen. Einige bestimmen diese Gattung

von Fortschreitenden so, daß sie sagen, diese seyen den Krankheiten der Seele schon entgangen, aber noch nicht ihren Affecten, und noch stehen sie auf schlüpferigem Boden, weil Niemand ganz außer der Gefahr des Schlechten sey, außer wer das Schlechte ganz von sich geschafft habe: aber dieß hat Niemand gethan, der nicht an dessen Statt die Weisheit in sich aufgenommen.

Wie sich aber die Krankheiten der Seele von ihren Affecten unterscheiden, habe ich schon mehrmals gesagt, will es Dir jedoch auf's Neue in Erinnerung bringen. Krankheiten sind veraltete, verhärtete Gebrechen, wie Habsucht, übertriebener Ehrgeiz: wenn diese einmal des Gemüthes sich bemächtigt haben, so halten sie es gebunden, und sind seine dauernden Uebel. Um es kurz zu bezeichnen: Krankheit ist ein in der Verkehrtheit beharrendes Urtheil, als ob in einem sehr hohen Grade begehrenswerth sey, was es nur in einem sehr geringen ist. Oder, wenn Du lieber willst: sie ist ein übertriebenes Streben nach Dingen, nach welchen wir kein lebhaftes, oder gar kein Verlangen tragen sollen. Oder auch: sie ist die Ueberschätzung Dessen, was einen unbedeutenden oder gar keinen Werth hat. Affecte sind verwerfliche, schnelle und heftige Aufregungen des Gemüths, die, häufig wiederholt und vernachläßigt, eine Krankheit verursachen; wie ein einzelner Catarrh, der noch nicht bleibend geworden, einen Husten herbeiführt, ein veralteter aber und anhaltender die Schwindsucht. So sind also die am weitesten Fortgeschrittenen von Krankheiten frei; aber Affecte empfinden sie noch, so nahe sie auch dem Vollendeten stehen.

Die zweite Gattung besteht aus Solchen, die zwar die

schlimmsten Uebel und Schwächen des Gemüths abgelegt haben, aber dabei doch nicht im sichern Besitze ihrer selbst sind, daß sie nicht wieder in den früheren Zustand zurückfallen könnten.

Die dritte Gattung ist frei von manchen und wichtigen Gebrechen, aber nicht von allen: sie hat sich der Habsucht entledigt, aber noch fühlt sie den Affect des Zorns; sie wird nicht mehr von der Wollust angefochten, aber noch immer von dem Ehrgeiz; sie hat keine Begierden mehr, aber noch Furcht; und bei dieser Furcht ist sie genugsam fest gegen Einiges, gegen Anderes wieder schwach; sie verachtet den Tod, und zittert vor dem Schmerz.

Hier laß uns mit unserem Nachdenken verweilen. Wohl uns, wenn wir auch nur in diese Zahl aufgenommen werden! Bei sehr glücklicher Naturanlage, bei ernstem, anhaltendem und angestrengtem Eifer kann auch die zweite Stufe errungen werden: doch schon diese dritte Gattung ist nicht zu verachten. Bedenke, wie viel des Bösen um uns her ist; siehe, wie keine Schlechtigkeit ohne Beispiel ist, welche Fortschritte die Verderbniß täglich macht, wie viel öffentlich und in der Stille gesündigt wird, und Du wirst einsehen, daß wir schon genug erreicht haben, wenn wir nicht unter den Schlimmsten sind. „Aber," sagst Du, „ich hoffe es zu einem höheren Grade bringen zu können." Ich wünsche uns dieß mehr, als daß ich es versprechen möchte. Wir sind in Beschlag genommen: wir ringen nach der Tugend, während Laster uns umstricken; ja, ich schäme mich es zu sagen, wir widmen dem Guten nur so viel Zeit, als wir übrig haben. Aber welch herrlicher Lohn erwartet uns, wenn wir von

unseren Zerstreuungen und den so fest haftenden Uebeln uns losreißen! Nicht Begierde, nicht Furcht wird dann uns umtreiben; unangefochten von Schrecknissen, unbefleckt von Lastern werden wir weder vor dem Tode, noch vor den Göttern beben; wir werden erkennen, daß der Tod kein Uebel, die Götter nicht böse sind. Was schaden kann, ist nicht minder schwach, als was Schaden leiden kann; das Beste hat keine schadende Kraft. Unser wartet, sind wir einmal aus diesem Schlamm hinaus auf jene freie Höhe gelangt, heitere Ruhe der Seele, und, nach Verbannung aller Irrthümer, vollkommene Freiheit. „Welche Freiheit?" fragst Du. Vor Menschen sich nicht zu fürchten, noch vor den Göttern; nichts Schimpfliches und nichts Ungemäßigtes zu wollen; über sich selbst die vollkommenste Gewalt zu haben. Es ist ein unschätzbares Gut, sein eigen zu werden.

Sechsundsiebzigster Brief.

Auch dem Greise ziemt es, zu lernen, und vor Allem die Wahrheit, daß es nur Ein Gut, die Tugend, gebe.

Du kündigst mir die Freundschaft auf, wenn irgend Etwas von Dem, was ich täglich treibe, nicht zu Deiner Kenntniß komme. Nun sieh, wie aufrichtig ich mit Dir umgehe: auch Das will ich Dir anvertrauen, daß ich einen Philosophen höre, daß ich seit fünf Tagen schon zur Schule gehe, daß ich

von zwei Uhr *) an sitze und zuhöre. — „Das ist das rechte Alter dazu,“ sagst Du. Warum nicht das rechte? Was ist thörichter, als gar nicht lernen wollen, weil man lange nicht gelernt hat? „Aber willst Du denn in Deinen alten Tagen noch den Studenten spielen?“ O wohl mir, wenn sonst Nichts mein Alter verunziert! Diese Schule nimmt Schüler jedes Alters auf: wir Greise wollen sie besuchen, damit die Jünglinge es nachthun. Ich alter Mann gehe in's Theater, lasse mich in den Circus tragen, und kein Fechterpaar schlägt sich, ohne daß ich dabei bin; und ich soll erröthen, zu einem Philosophen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man etwas nicht weiß, oder, wenn wir dem Sprichwort glauben, so lange man lebt. Und dieß paßt auf keinen Gegenstand mehr, als auf diesen. Wie man leben soll, muß man so lange lernen, als man lebt. Und doch lehre ich auch etwas, indem ich dort lerne. Und was? fragst Du. Daß auch der Greis noch zu lernen hat. Aber ich schäme mich des Menschengeschlechtes, so oft ich die Schule besuche. Der Weg nach dem Hause meines Philosophen Metrónax führt, wie Du weißt, dicht an dem Theater der Neapolitaner vorbei. Hier ist es gedrängt voll: hier richtet man mit dem größten Ernst und Eifer darüber, wer ein guter Flötenspieler sey; griechische Pfeifer und Ausrufer haben ihren Zulauf. Aber dort, wo man den tugendhaften Mann sucht, wo man tugendhaft werden lernt, sitzen nur äußerst wenige: und diese haben nach der Meinung der Meisten nichts Rechtes zu thun; sie heißen unnütze Grillenfänger. Ergehe immer auch über

*) „Von der achten Stunde an“, nach Sonnenaufgang.

mich dieser Spott: mit Gleichmuth muß man die Schmähungen der Unwissenden anhören, und wer zur Tugend hinanstrebt, muß auch die Verachtung verachten.

So eile denn, mein Lucilius, fahre emsig fort, damit es Dir nicht ergehe, wie mir, und Du als Greis lernen müssest. Ja, beeile Dich um so mehr, weil Du zu lernen begonnen hast, was Du auch als Greis schwerlich auslernen wirst. „Aber wie weit werde ich es bringen?" fragst Du. So weit Du streben wirst. Worauf wartest Du? Niemanden wird die Weisheit zufällig zu Theil. Das Geld kann von selbst an Dich kommen, eine Ehrenstelle Dir angeboten, Einfluß und Rang Dir vielleicht aufgedrungen werden: aber die Tugend fällt Dir nicht von Ungefähr zu: zu ihrer Erkenntniß gelangst Du nicht mit leichter Mühe und weniger Arbeit. Doch sey sie noch so groß, diese Arbeit: es gilt ja, sich aller Güter mit Einemmal zu bemächtigen. Denn es gibt nur Ein Gut, die Tugend; in jenen Dingen allen, welche das Gerede der Leute lobt, wirst Du nichts Wahres, nichts Gewisses finden.

Warum dieses Eine Gut nur die Tugend sey, will ich Dir sagen, weil Du urtheilst, ich habe dieß in meinem letzten Briefe nicht befriedigend ausgeführt, und Dir die Sache mehr gelobt als bewiesen. Ich werde das darüber Gesagte gedrängt zusammenziehen. Alles besteht in seinem eigenthümlichen Guten. Die Rebe hat ihr Gutes in ihrer Fruchtbarkeit und ihrem wohlschmeckenden Weine; der Hirsch in seiner Geschwindigkeit. Warum hat das Lastthier einen so starken Rücken? Weil es bloß dazu dient, Gepäcke zu tragen. Des Hundes Vorzug ist die Spürkraft, wenn er das Wild auf=

digitized

suchen, der schnelle Lauf, wenn er es einholen, die Beherztheit, wenn er es anfallen und packen soll. Das muß an jedem Geschöpfe das Beste seyn, wozu es gemacht ist, und wornach es geschätzt wird. Was ist also das Beste am Menschen? Die Vernunft. Durch diese geht er den Thieren vor, und kommt den Göttern nahe. Vervollkommnete Vernunft ist also des Menschen eigenthümliches Gut: alles Uebrige hat er mit den Thieren und Pflanzen gemein. Er ist stark — auch der Löwe ist's; er ist schön — der Pfau ist es auch; schnellfüßig — das Pferd ist es nicht minder; um nicht zu sagen, die Thiere sind dieses alles noch mehr. Ich frage nicht, was er am meisten, sondern was er allein habe. Er hat einen Körper? Die Bäume auch. Er hat freie und willkührliche Bewegung? Die Thiere, sogar das Gewürm haben sie. Er hat Stimme? Eine schallendere noch haben die Hunde, eine durchdringendere die Adler, eine stärkere die Stiere, eine süßere und beweglichere die Nachtigallen. Was ist dem Menschen eigen? Die Vernunft. Ist diese richtig und ohne Mangel, so macht sie das ganze Glück des Menschen aus. Wie daher jedes Ding, das sein eigenthümliches Gut zur Vollkommenheit gebracht, lobenswürdig ist und das Ziel seiner Natur erreicht hat, so ist auch der Mensch, wenn er die Vernunft, sein eigenthümliches Gut, zur Vollkommenheit gebracht hat, lobenswürdig und am Ziele seiner Natur angelangt. Diese vollkommene Vernunft heißt Tugend, und ist dasselbe mit dem Sittlichguten. Das also ist des Menschen einziges Gut, was einzig dem Menschen eigen ist. Denn jetzt fragen wir nicht, was überhaupt ein Gut, sondern was des Menschen Gut sey. Wenn er kein anderes Gut hat,

als die Vernunft, so wird sie zwar sein einziges Gut seyn, aber alle übrigen ersetzen. Ist Einer böse, so findet er Tadel, und Lob, wenn er gut ist; also ist das Erste und Einzige für den Menschen Das, wonach er entweder gelobt oder getadelt wird.

Nun zweifelst Du nicht, ob dieß ein Gut, aber Du zweifelst, ob es das einzige Gut sey. Wenn Einer alles Uebrige hat, Gesundheit, Reichthum, zahlreiche Ahnen und Viele, die ihm den Hof machen, und ist dabei ein anerkannt schlechter Mensch, so wirst Du ihn nicht loben. Ebenso, wenn Einer von dem Allem, was ich aufzählte, Nichts hat, wenn Geld, Clienten, Adel und eine Reihe Ahnen ihm fehlen; wenn er aber ein anerkannt guter Mensch ist, so wirst Du ihn loben. Also ist dieß des Menschen einziges Gut: er verdient Beifall, auch wenn alles Uebrige ihm mangelt, während, wer jenes nicht hat, bei allem Ueberfluß anderer Dinge tadelnswürdig und verwerflich ist. Wie mit den Dingen, so ist es auch mit den Menschen. Ein gutes Schiff heißt nicht ein solches, das mit kostbaren Farben bemalt, und mit einem silbernen oder goldenen Schnabel versehen, oder dessen Schutzpatron künstlich aus Elfenbein gearbeitet ist, oder das eine schwere Last königlicher Schätze führt; sondern ein solches, das fest und dauerhaft, mit wohlverbundenen Fugen gegen das Wasser verwahrt, stark gegen den Andrang der Wogen, gehorsam dem Steuer, schnell segelt und den Stürmen trotzt. Ein gutes Schwert wirst Du nicht ein solches nennen, dessen Gehänge vergoldet, dessen Scheide mit Edelsteinen besetzt ist, sondern ein solches, das für den Hieb eine scharfe Schneide hat, und eine Spitze, die durch jede Rüstung dringt. Man

fragt nicht, ob ein Richtholz schön gearbeitet, sondern ob es gerade sey. Jedes Ding wird in so weit gelobt, als es seiner eigenthümlichen Bestimmung entspricht. So gehört es auch beim Menschen nicht zur Sache, wie viele Grundstücke, wie viele Capitalien er habe, wie Viele ihm ihre Aufwartung machen, ob er auf kostbaren Polstern ruhe, aus crystallenen Pocalen trinke — sondern ob er gut sey; gut aber ist er, wenn seine Vernunft ausgebildet, und in gehöriger Verfassung ist, und übereinstimmend mit dem Willen der Natur. Dieß heißen wir Tugend, dieß das Sittlichgute, und das einzige Gut des Menschen. Denn da die Vernunft allein den Menschen vollendet, so macht auch allein die vollendete Vernunft ihn glücklich: das aber ist des Menschen einziges Gut, was ihn allein glücklich macht.

Wir nennen aber auch Güter alle diejenigen Dinge, welche aus der Tugend hervorgehen, und mit ihr in Berührung stehen, das ist: alle ihre Wirkungen. Aber eben deßwegen ist sie das einzige Gut, weil ohne sie keines ist. Wenn alles Gute in der Seele liegt, so ist alles Gut, was diese kräftigt, hebt, erweitert; was aber die Seele stärker, erhabener, weiter macht, ist die Tugend. Denn Alles übrige, was unsere Begierden reizt, beugt und schwächt die Seele; und während es dieselbe zu erheben scheint, bläht es sie auf, und täuscht sie mit nichtigem Tand. Also, was die Seele bessert, ist das einzige Gut. Alle Handlungen des ganzen Lebens bestimmen sich nach der Rücksicht auf das Sittlichgute und Verwerfliche: hieraus ergibt sich auch der Beweggrund, etwas zu thun oder nicht zu thun. Ich will mich näher erklären. Der Tugendhafte wird, was er für recht erkannt hat, thun,

auch wenn es mühevoll, gefährlich, nachtheilig seyn wird; wiederum, was verwerflich ist, wird er nicht thun, auch wenn es Geld, Genuß, Macht verschaffen sollte. Von dem Sittlichguten wird ihn Nichts abschrecken, zu dem Verwerflichen nichts verlocken. Wenn er sonach dem Sittlichguten unbedingt nachstreben und eben so unbedingt das Verwerfliche vermeiden, und bei jeder Handlung die beiden Grundsätze vor Augen haben wird, nichts sey gut, als das Sittlichgute, und nichts übel, als das Sittlichverwerfliche; wenn die Tugend allein von allem Verderbniß frei ist und immer die gleiche Haltung behauptet, dann ist die Tugend sein einziges Gut, und es kann nie geschehen, daß sie es nicht mehr wäre: sie ist aller Gefahr einer Umwandlung entgangen. Die Thorheit arbeitet sich zur Weisheit empor; die Weisheit fällt nicht zur Thorheit zurück.

Ich habe, wenn Du Dich erinnerst, gesagt, daß Manche nicht aus Grundsätzen, sondern aus bloßem Drange des Temperaments Dinge, welche die gewöhnlichen Menschen ersehnen oder fürchten, mit Füßen getreten haben. Es hat sich Einer gefunden, der seine Hand in die Flamme hielt, ein Anderer, dessen Hohnlachen die Folter nicht unterbrach, der über den Leichen seiner Kinder keine Thräne vergoß, der dem Tode ohne alle Furcht entgegen ging: Liebe, Zorn, Begierde, Gefahren forderten ihn heraus. Was ein vorübergehender, durch irgend einen Stachel angeregter Eigensinn vermag, wie vielmehr wird es die Tugend vermögen, die nicht im Drange des Affects, noch auf Augenblicke, sondern gleichmäßig stark ist; deren Kraft fortwährend wirkt? So folgt, daß, was von Nichtdenkenden oft, und von dem Weisen immer verachtet

wird, weder gut noch übel ist. Das einzige Gut also ist die Tugend selbst, welche durch Glück und Unglück stolz einhergeht, und Beides auf's Tiefste verachtet.

Gibst Du der Meinung Raum, daß es irgend ein Gut außer dem Sittlichguten gebe, so müßte jede Tugend mangelhaft seyn; denn sie könnte sich nicht behaupten, wenn sie irgend Etwas außer sich berücksichtigte. Dieß stritte wider die Vernunft, aus welcher die Tugenden entspringen; es stritte wider die Wahrheit, welche ohne die Vernunft nicht besteht: jede Meinung aber, welche der Wahrheit widerstreitet, ist eine falsche. Du mußt zugeben, daß der Tugendhafte die größte Ehrfurcht gegen die Götter hege; er wird also, was ihm auch begegnen mag, mit Gleichmuth hinnehmen; denn er weiß, daß auch Dieß nach demselben göttlichen Gesetze erfolgt, nach welchem das Ganze seinen Gang geht. Wenn Dieß ist, so wird es nur Ein Gut für ihn geben, die Tugend; denn die Tugend eben ist es, welche, folgsam den Göttern, über Unerwartetes nicht ungehalten wird, und über ihr Loos keine Klagen führt, sondern geduldig annimmt, was das Schicksal bringt, und thut, was ihr geboten wird. Wenn irgend ein anderes Gut ist, als die Tugend, so wird uns die Liebe zum Leben und die Liebe zu allen jenen Dingen begleiten, in welchen das Leben sich bequem einrichtet — ein Verlangen, welches, maßlos und immer wechselnd, eine unerträgliche Last ist. Das alleinige Gut also ist die Tugend; diese hat ihr Maß. Ich sagte, das Leben der Menschen würde ein seligeres seyn, als das der Götter, wenn Dinge, welche die Götter nicht als Geld und Ehrenstellen gebrauchen,

Güter wären. Setze noch hinzu: daß, wenn anders die Seele nach ihrer Trennung vom Körper fortdauert, ihr Zustand ein glücklicherer seyn muß, als so lange sie in den Körper versenkt ist. Wenn nun die Dinge, welche wir mittelst des Körpers genießen, Güter wären, so wäre die Seele im Zustande der Befreiung schlimmer daran, während es gegen allen Glauben ist, daß die eingeschlossene und beengte Seele glücklicher seyn soll, als die freie, dem Universum wiedergegebene. Auch sagte ich, wenn Dinge, welche dem unvernünftigen Thier eben so wie dem Menschen zu Theil werden können, Güter wären, so müßte auch das unvernünftige Thier ein glückliches Leben führen, was keineswegs möglich ist. Für die Tugend soll man Alles dulden, was wir nicht müßten, wenn es irgend ein anderes Gut, als die Tugend gäbe.

Ich habe dieses Alles, was in meinem vorigen Briefe weiter ausgeführt ist, hier zusammengezogen und kurz wiederholt. Allein eine solche Ansicht wird Dir nie als die wahre erscheinen, wenn Du nicht Dein Gemüth erhebst und Dich selbst fragst, ob Du, wenn die Umstände es erfordern sollten, daß Du für's Vaterland sterbest, und das Leben aller Bürger mit dem Deinigen erkaufest, Deinen Nacken nicht nur geduldig, sondern auch gerne darbieten würdest? Wirst Du dieß thun, so gibt es kein anderes Gut; denn Du setzest Alles hintan, um dieß Eine zu haben. Sieh, wie groß die Macht der Tugend ist. Du wirst sterben für das Vaterland, und zwar in demselben Augenblicke, wo Dir klar wird, daß Du es sollst. Eine herrliche That bringt hohe Freude, wenn auch bisweilen für eine ganz kurze Zeit; und wenn auch der Genuß dessen, was er geleistet hat, den Hingeschiedenen,

Erdendingen Entrückten, nicht mehr berührt, so erhebt schon die Betrachtung der erst künftigen That; und der wackere, muthvolle Mann, der sich den Preis seines Todes, die Freiheit des Vaterlandes, die Erhaltung Aller, für welche er sein Leben hingibt, vor Augen stellt, ist voll Freude, und weidet sich an seinem Wagniß. Allein auch Der, dem selbst diese letzte und größte Freude genommen ist, welche aus der Behandlung der That selbst entspringt, wird ohne Zögern in den Tod sich stürzen, zufrieden, daß er recht und pflichtgetreu handle. Halte ihm immer so Manches entgegen, was ihn abmahnen könnte. Sprich: Deine That wird bald der Vergessenheit anheim fallen; die Urtheile der Bürger werden minder günstig lauten. Er wird Dir antworten: dieses Alles liegt außerhalb meiner Handlung; ich sehe auf diese selbst, und weiß, daß sie gut ist. Also, wohin sie mich führt und ruft, dahin gehe ich.

Das also ist das einzige Gut, was nicht bloß das ausgebildete, sondern jedes von Natur edel geschaffene Gemüth als solches erkennt. Alle übrigen Dinge sind gehaltlos und wandelbar; darum ist man bei ihrem Besitze so ängstlich, und wenn des Schicksals Gunst sie alle auf Einen gehäuft hat, so lasten sie nur desto schwerer auf ihrem Herrn, bedrücken ihn unabläßig, ja erdrücken ihn nicht selten. Keiner von diesen Allen, die Du in ihrem Purpur siehst, ist glücklich, eben so wenig, als Jene, welchen ihre Rolle auf der Bühne Scepter und Königsmantel anweist. Vor dem versammelten Volke schreiten sie auf ihren Cothurnen hoch einher: sobald sie den Schauplatz verlassen, ziehen sie die Schuhe aus, und kommen

auf ihre gewöhnliche Größe zurück. Keiner von Denen, welche durch Reichthum und Ehrenämter hoch gestellt sind, ist groß. Warum erscheint er aber groß? Weil Du ihn mit seinem Fußgestelle missest. Der Zwerg wird nicht groß, auch wenn er auf einen Berg sich stellt: der Coloß behält seine Größe, und stände er in einem Brunnenschacht. Das ist der Irrthum, woran wir leiden; so lassen wir uns täuschen: wir schätzen Niemanden nach Dem, was er ist, sondern wir legen ihm alles dasjenige zu, womit er geschmückt ist. Willst Du aber zur wahren Würdigung eines Menschen gelangen, und wissen, wie er beschaffen ist, so mußt Du ihn nackt betrachten. Er lege sein Vermögen, seine Ehrenstellen und andere trugvolle Gaben des Glückes ab; er entäußere sich selbst seines Körpers: seine Seele beschaue, welcher Art und wie groß sie sey, und ob sie durch Anderes oder durch sie groß sey. Wenn er mit geradem Blicke ein gezücktes Schwert ansehen kann, wenn er weiß, daß es gleichgültig ist, ob er das Leben durch den Mund oder durch eine Halswunde verhauche! — dann nenne ihn glücklich. Nenne ihn glücklich, wenn Körperqualen, die der Zufall oder die Ungerechtigkeit eines Mächtigeren herbeigeführt, — wenn Kerker und Verbannung ihm angekündigt werden, und wenn er ruhig von solchen Schreckniſſen des Menschenherzens reden hört und spricht:

— — — — — — — — von keinerlei Drangsal,
Jungfrau, steiget mir neu und unverhofft die Gestalt auf.
Alles erwog ich zuvor, und hab' es im Herzen beweget.

„Erst heute kündigest Du mir das an? Ich habe es immer mir angekündigt, habe den Menschen auf Menschliches vorbereitet.“ Sanft fällt der Schlag des vorbedachten Uebels.

Aber dem Thoren, und Denen, welche dem Glück trauen, kommt jede Gestalt der Dinge neu und unverhofft vor: denn ein großer Theil des Uebels liegt für die Unerfahrenen in der Neuheit. Der Beweis ist, daß sie Vieles, was sie für hart gehalten, gelassener ertragen, je mehr sie sich daran gewöhnten. So gewöhnt sich der Weise schon an das künftige Uebel, und was sich Andere erst durch langes Ertragen leichter machen, macht er sich leicht durch langes Betrachten. Wir hören bisweilen Unkundige sprechen: „konnt' ich wissen, daß mir das noch bevorstehe?" Der Weise weiß, daß ihm Alles bevorsteht. Was auch geschieht, er spricht: „ich wußte es."

Siebenundsiebzigster Brief.

Halte nicht am Leben fest.

Unvermuthet zeigten sich uns heute die Fahrzeuge aus Alexandrien, welche vorausgeschickt zu werden pflegen, um die Ankunft der nachkommenden Flotte *) anzukündigen. Sie heißen daher die Paketboote **). Ihr Anblick ist für Campanien ein erfreulicher. Die ganze Volksmenge steht auf dem Hafendamm von Puteoli, und findet aus der größten Menge von Schiffen die alexandrinischen an ihren Segeln heraus. Denn diese allein dürfen das Bramsegel (Siparum) aufziehen, welches die übrigen Schiffe alle nur auf hoher See führen.

*) Der großen Getreideflotte aus Aegypten.
**) Tabellariae.

Nichts beschleunigt so sehr die Fahrt, als dieses oberste Segel, durch welches das Schiff am stärksten vorwärts getrieben wird. Wenn daher der Wind zunimmt und stärker wird, als zuträglich ist, so werden die Segelstangen herabgelassen, weil tiefer unten der Wind weniger Kraft hat. Haben die Schiffe Capreä und jenes Vorgebirg *) passirt, wo

Pallas hoch von des Bergs umstürmtem Scheitel herabschaut,

so müssen sich alle mit dem untern Segel begnügen: das Bramsegel ist ein Wahrzeichen der Alexandriner.

Während nun alle Welt in Eile nach dem Gestade rannte, verharrte ich mit großem Behagen in meiner trägen Ruhe. Ich hatte Briefe von meinen Leuten zu erwarten, und doch hatte ich so gar keine Eile, zu erfahren, was sie bringen, und wie es mit meinen Angelegenheiten dort stehe. Seit lange schon gibt es für mich weder Verlust, noch Gewinn. So müßte ich denken, auch wenn ich nicht schon Greis wäre; nun aber um so mehr, weil mir, wenn ich auch noch so wenig hätte, doch des Reisegeldes mehr, als des Weges übrig wäre, zumal da wir einen Weg eingeschlagen haben, den zu durchlaufen nicht nothwendig ist. Eine Reise ist unvollendet, wenn man in der Hälfte des Wegs, oder überhaupt diesseits des Zieles stehen bleibt; das Leben ist nicht unvollendet, wenn es ein tugendhaftes ist. Wenn Du es auch beschließen magst, es ist ganz, wenn Du es wohl beschließest. Es kann Fälle geben, wo man mit Entschlossenheit ihm ein Ende zu

---

*) Am Eingange in den Golf von Neapel (sinus Puteolanus) liegt die Insel Capri (Capreae); dieser zunächst gegenüber das Vorgebirg der Minerva mit deren Tempel.

machen hat, wenn auch die Ursachen eben nicht die wichtigsten sind; denn die Gründe, die uns zurückhalten, sind es ja auch nicht.

Tullius Marcellinus, den Du sehr gut gekannt hast, der seine Jugend still verlebte, aber schnell alterte, verfiel in eine zwar nicht unheilbare, aber langwierige und beschwerliche Krankheit, die viele Bedürfnisse verursachte. Er fing an, auf seinen Tod zu denken, und berief mehrere seiner Freunde zu sich. Die Furchtsamen unter diesen riethen ihm, was sie sich selbst gerathen hätten; wer ihm schmeicheln wollte, machte ihm Vorschläge, von denen er glaubte, daß sie dem Fragenden angenehmer seyn werden. Unser Stoiker Attalus aber, der treffliche Mann, oder, um ihn mit den Worten zu loben, die ihm gebühren, der Mann voll Muth und Thatkraft, ertheilte ihm, wie ich glaube, den besten Zuspruch. „Quäle Dich nicht, mein Marcellinus," hob er an, „als ob Du wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit Dich zu bedenken hättest. Das Leben ist nichts Wichtiges. Alle Deine Sclaven leben, alle Thiere sogar; wichtig ist es, ehrenhaft, weise, muthvoll zu sterben. Bedenke, wie lange schon Du dieses Einerlei thust: Essen, Schlaf, Wollustgenuß – das ist der Kreis, in welchem man sich dreht. Sterben wollen kann nicht bloß der Weise, der Muthige, der Unglückliche, sondern auch der Ueberdrüssige." Dieses Rathes aber bedurfte Jener nicht, sondern des Beistandes: seine Sclaven wollten ihm nicht gehorchen. Diesen benahm nun Attalus ihre Furcht, indem er ihnen zeigte, daß die Dienerschaft nur dann Gefahr laufe, wann es ungewiß sey, ob der Tod des Herrn wirklich ein freiwilliger gewesen: sonst sey es ein nicht geringeres

Vergehen, den Herrn am Sterben zu verhindern, als ihn umzubringen. Hierauf erinnerte er den Marcellinus, daß es nicht unbillig wäre, wie man nach aufgehobener Tafel die Ueberbleibsel unter die Aufwartenden vertheile, nun auch nach abgeschlossenem Leben Denen etwas zu reichen, die ihn während des ganzen Lebens bedient hätten. Marcellinus war gutmüthig und auch sonst mittheilend gewesen, als es noch auf seine Kosten ging: er vertheilte also kleine Summen unter seine weinenden Sclaven und tröstete sie selbst. Stahl und Blut war nicht nöthig; er nahm drei Tage keine Nahrung, und ließ in seinem Schlafzimmer ein Badezelt aufschlagen. Unter dasselbe ward die Wanne gestellt, in welcher er lange lag, und, indem von Zeit zu Zeit laues Wasser zugegossen ward, allmählig hinstarb, nicht, wie er selbst sagte, ohne ein gewisses Wohlgefühl, wie es mit einer solchen sanften Auflösung verbunden zu seyn pflegt; was ich selbst auch schon empfunden habe, da mich zuweilen Ohnmachten befielen.

So bin ich in's Erzählen gerathen, was Dir übrigens nicht unangenehm seyn wird, da Du daraus erfährst, daß das Ende Deines Freundes nicht schwer noch unglücklich war. Wiewohl er sich den Tod selbst gab, so verschied er doch ganz sanft; ja er schwand wie unmerklich aus dem Leben. Aber auch nicht ohne Nutzen dürfte diese kleine Erzählung seyn; denn oft sind uns solche Beispiele ein Bedürfniß. Oft sollen wir sterben und wollen nicht; wir sterben wirklich und wollen's nicht. Niemand ist so bethört, der nicht wüßte, daß er einmal sterben muß; und doch, wenn man dem Tode sich nähert, sperrt man sich, zittert und jammert. Würdest Du

nicht Den für den größten Thor halten, der darüber weint, daß er nicht vor tausend Jahren schon lebte? Eben so thöricht ist, wer darüber weint, daß er nach tausend Jahren nicht mehr leben soll. Es ist kein Unterschied: Du wirst nicht seyn, wie Du nicht warst. Beide Zeiten gehen uns nichts an. Du bist nur in diesen Punkt gesetzt: magst Du ihn ausdehnen, wie lange wirst Du es können? Was weinst Du? Was wünschest Du? Vergebliche Mühe!

Hoffe nicht, Thor, durch Flehen zu ändern den göttlichen Rathschluß *).

Er ist fest und unwiderruflich, herbeigeführt von einer großen und ewigen Nothwendigkeit. Du gehst dorthin, wohin alles geht. Deiner wartet nichts Neues. Mit dieser Bestimmung bist Du geboren: dieß widerfuhr Deinem Vater, Deiner Mutter, Deinen Ahnen, Allen vor Dir und Allen nach Dir. Eine unwiderstehliche, durch keine Macht zu verändernde Verkettung umschlingt und zieht Alles mit sich fort. Welche zahllose Schaar Todter ging Dir voran! Wie unzählig Viele werden Dir folgen, wie viele Dich begleiten! Vielleicht würdest Du gefaßter seyn, wenn viele Tausende zugleich mit Dir stürben? Aber wirklich verhauchen viele Tausende von Menschen und Thieren auf mannichfaltige Weise ihr Leben in demselben Augenblick, in welchem Du zu sterben zagst. Glaubtest Du denn, Du würdest nie dort ankommen, wohin Du immer gingst? Es gibt keine Reise ohne Ende.

Du erwartest nun, ich werde Dir Beispiele großer Männer anführen? Ich werde welche von Knaben anführen. Man

*) Virgil. Aeneide VI, 376.

erzählt von einem jungen Spartaner, der, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, in Gefangenschaft gerathen war. „Ich will kein Sclave seyn," rief er in seiner dorischen Mundart;" und er hielt Wort. Denn gleich das Erstemal, da ihm eine sclavische und schimpfliche Dienstleistung zugemuthet worden war — er sollte ein gewisses unreines Gefäß herbeibringen — zerschellte er sich den Kopf an der Wand. So nahe ist die Freiheit, und es gibt noch Sclaven? Wolltest Du nicht auch lieber, daß Dein Sohn so stürbe, als daß er in Feigheit grau würde? Was sollte Dich der Tod noch anfechten, wenn selbst Knaben muthig zu sterben wissen? Gesetzt, Du wollest nicht folgen: man wird Dich führen. Mache zur Sache Deiner Willkühr, was in fremder steht. Wirst Du nicht den hohen Geist des Knaben Dir aneignen, und sprechen: ich bin kein Sclave? Unglücklicher, Du bist der Sclave der Menschen, der Umstände, des Lebens. Denn das Leben, wo der Muth zu sterben fehlt, ist Sclaverei. Was hast Du denn, weßwegen Du warten wolltest? Die Vergnügungen, welche Dich fesseln und hinhalten, hast Du alle verbraucht; keine ist Dir neu mehr; keine ist, die nicht Dich anwiderte, weil Du satt bist. Wie der Meth, wie der Wein schmeckt, weißt Du: es ist einerlei, ob hundert oder tausend Amphoren durch Deine Blase gehen: Du bist ein Schlauch. Den Geschmack von Austern und Seebarben kennst Du vortrefflich: Nichts hat Deine Schlemmerei Dir für künftige Jahre übrig gelassen, was Du nicht schon gekostet hättest. Und doch sind es nur solche Dinge, von welchen Du Dich so ungern losreißest. Oder was ist es sonst noch, wovon Du Dich mit Schmerzen trenntest? Deine Freunde?

Dein Vaterland? Wann war Dir je Dein Vaterland so werth, daß Du Dich um seiner willen auch nur um etwas später zur Tafel gesetzt hättest? Auch die Sonne möchtest Du, wenn Du könntest, auslöschen. Denn was hast Du je gethan, das verdiente, von ihr beschienen zu werden? Bekenne, nicht die Curie, nicht das Forum, auch die Liebe zur Natur nicht ist es, was Dich so träge zum Sterben macht: den Speisemarkt lässest Du ungern zurück, auf welchem Du doch selbst nichts zurückgelassen hast. Du fürchtest den Tod: aber wie kommt es denn, daß Du in Mitten Deiner Genüsse schwelgest, als ob Du ihn verachtetest? Du wünschest zu leben: aber verstehst Du es auch? Zu sterben fürchtest Du: wie? dieses Dein Leben wäre nicht der Tod selbst? Als einmal Cajus Cäsar über die Latinische Straße ging, und ihn ein Gefangener, dem der alte Bart bis auf die Brust herabhing, um den Tod bat, sagte er: „Lebst Du denn noch?" So sollte man zu Denen sprechen, welchen der Tod eine Wohlthat wäre: „Du fürchtest Dich zu sterben: lebst Du denn?" — Aber ich will leben, sagt ein Anderer, weil ich viel Gutes thue; ungern trenne ich mich von den Pflichten des Lebens, die ich treu und eifrig erfülle. Wie? Du weißt nicht, daß eine von den Pflichten auch die ist, zu sterben? Du lässest keine Pflicht übrig: denn es gibt keine bestimmte Anzahl derselben, die Du erfüllen müßtest. Jedes Leben ist kurz; denn verglichen mit der Dauer der Natur, ist auch das Leben des Nestor und der Statilia kurz, welche auf ihr Grabmal setzen ließ, sie habe neunundneunzig Jahre gelebt. Du siehst, das alte Mütterchen wußte sich viel mit ihrem hohen Alter; wie unerträglich eitel wäre sie gewesen, hätte

sie es zum vollen Hundert gebracht? Wie mit einer Rolle, so ist es mit dem Leben: nicht ob lange, sondern ob gut gespielt wird, ist die Frage. Es liegt nichts daran, wo Du aufhörest. Höre auf, wo Du willst; nur mache einen guten Beschluß.

Achtundsiebzigster Brief.

Von Krankheiten und den Mitteln des Weisen dagegen.

Daß Du von häufigem Schnupfen und von Fieberanfällen, wie sie im Gefolge eines langwierigen und zur Gewohnheit gewordenen Katarrhs sich gerne einstellen, geplagt bist, bedaure ich um so mehr, als ich diese Art von Uebelbefinden aus Erfahrung kenne. Anfänglich machte ich Nichts daraus: meine Jugend konnte solche Beschwerden noch aushalten, und den Krankheiten Trotz bieten. Nach und nach aber unterlag ich, und es kam so weit mit mir, daß ich, auf's Aeußerste abgezehrt, beinahe mein Leben verhustete. Mehr als einmal ergriff mich die Lust, mir selbst gewaltsam ein Ende zu machen; nur die Rücksicht auf meinen betagten, zärtlichen Vater hielt mich zurück. Ich bedachte, daß ich zwar stark genug wäre, mir den Tod zu geben, nicht aber er, um meinen Verlust zu ertragen. Ich gebot mir also, mein Leben fortzusetzen: denn bisweilen ist es auch ein muthiger Entschluß, leben zu wollen. Ich will Dir sagen, was mir damals zum Troste gereichte. Vorerst bemerke ich, daß eben das, was mich beruhigte, auch die Wirkung eines Heilmittels hatte. Die

Tröstungen der Tugend werden zur Arznei; und was das Gemüth aufrichtet, dient auch dem Körper. Unsere Studien haben mich gerettet: der Philosophie danke ich's, daß ich mich erhob und zu Kräften kam; ihr danke ich das Leben, und dieß ist das Geringste, was ich ihr schuldig bin. Vieles haben zu meiner Genesung auch Freunde beigetragen, deren Zuspruch, Unterhaltung und wachsame Sorgfalt mich sehr erleichterte. Nichts, mein bester Lucilius, ist so erquickend und aufrichtend für den Kranken, als die Anhänglichkeit seiner Freunde; nichts entrückt ihn so sehr aller Erwartung und Furcht des Todes. Ich glaubte nicht zu sterben, wenn sie mich überlebten; ich meinte vielmehr fortzuleben, nicht mit ihnen, sondern durch sie; ich glaubte meinen Geist nicht zu verhauchen, sondern auf sie überzutragen. Dieß gab mir den Willen ein, mir aufzuhelfen, und jedes Ungemach zu ertragen: sonst ist es das Kläglichste, die Lust zu sterben aufzugeben, und doch keine zum Leben zu haben.

Zu diesen Mitteln also schreite auch Du. Dein Arzt wird Dir sagen, wie lange Du umhergehen, wie viele Bewegung Dir machen sollst; er wird Dir rathen, nicht träger Ruhe Dich hinzugeben, wozu ein geschwächter Körper so geneigt ist, vielmehr zu lesen mit lauter Stimme, und das Athemholen, dessen Wege so gehindert sind, zu üben, Wasserfahrten zu machen und Deinen Unterleib in eine sanfte Erschütterung zu versetzen; er wird Dir vorschreiben, was Du essen, wann Du zur Stärkung Wein zu Hilfe nehmen, wann ihn aussetzen sollest, um nicht den Husten zu reizen und zu verschlimmern. Ich aber schreibe Dir ein Mittel vor, welches nicht bloß in dieser Krankheit, sondern für das ganze

Leben heilsam ist: verachte den Tod. Es gibt nichts Trauriges mehr, wenn wir der Furcht vor diesem entgangen sind.

Drei Dinge sind es, welche jede Krankheit lästig machen: die Furcht vor dem Tode, der körperliche Schmerz, und die Unterbrechung sinnlicher Genüsse. Von der ersten habe ich schon genug gesagt, daher nur dieses noch: diese Furcht gilt nicht der Krankheit, sondern der Natur. Bei Manchen hat eine Krankheit den Tod verzögert, und es hat zu ihrer Erhaltung gedient, daß sie verloren zu seyn schienen *). Du wirst sterben, nicht weil Du krank bist, sondern weil Du lebst. Dieß wartet Deiner auch nach Deiner Genesung: denn durch diese entgehest Du nicht dem Tode, sondern der Krankheit.

Ich komme nun auf jenes eigenthümliche Ungemach des Krankseyns zurück: „es sind große Schmerzen damit verbunden." Allein diese werden erträglich durch freie Zwischenräume. Der Schmerz hat in seiner höchsten Steigerung sein Ziel gefunden. Niemand kann den heftigsten Schmerz auch lange empfinden: so hat es die Natur in ihrer großen Liebe zu uns geordnet, daß sie den Schmerz entweder erträglich oder kurz seyn ließ. Die heftigsten Schmerzen haben ihren Sitz in den feinsten Theilen des Körpers: in den Nerven, Gelenken und andern zarten Organen wüthet er am empfind-

*) Man sieht hierin wohl mit Recht eine Anspielung auf eine Erfahrung aus Seneca's eigenem Leben. Einst hatte er sich die Ungnade des Kaisers Kaligula zugezogen, und schon war von Diesem sein Tod beschlossen, als ihn eine Freundin des Kaisers durch die Bemerkung rettete, daß Seneca ohnedieß bald an der Lungenschwindsucht sterben würde. Dio Cass. LIX, 19.

lichsten, weil das ganze Uebel auf einen Punkt beschränkt ist. Aber diese Theile werden bald abgestumpft, und verlieren durch den Schmerz die Empfindung desselben, entweder weil der Nervengeist, in seiner natürlichen Bewegung aufgehalten und verderbt, seine Kraft verliert, durch welche er sein Leben uns ankündigt; oder weil die verdorbene Flüssigkeit, wenn sie nirgends weiter hinfließen kann, sich selbst unwirksam macht, und die Theile, welche sie anschwellte des Gefühls beraubt. So kommt das Podagra und Chiragra, und jeder Schmerz der Gelenke und Sehnen zur Ruhe, wenn er die gemarterten Theile abgestumpft hat. Immer sind die ersten Zuckungen peinlich; aber die Heftigkeit nimmt ab mit der Zeit, und das Ende des Schmerzes ist Betäubung. Zahn-, Augen-, Ohrenschmerzen sind deßwegen höchst empfindlich, weil sie in einem sehr beschränkten Raum entstehen: dasselbe ist in der That auch mit dem Kopfschmerz selbst der Fall. Allein sie verwandeln sich, bei gesteigertem Grade, in Betäubung und Geistesabwesenheit. Diesen Trost also hat man bei furchtbarem Schmerz, daß man nothwendig aufhört, ihn zu empfinden, wenn man ihn zu stark empfindet. Was aber Ungebildeten ihre körperlichen Leiden so lästig macht, ist, daß sie nicht gewohnt sind, mit ihrem Geiste zu verkehren, und es nur mit dem Körper zu thun haben Daher zieht der großdenkende, weise Mann seinen Geist vom Körper ab, und geht meist nur mit dem besseren und göttlicheren Theile seiner selbst um; mit diesem klagereichen und zerbrechlichen nur, so viel er muß. — „Allein,“ sagt man, „es ist so verdrüßlich, seine gewohnten Genüsse entbehren, im Essen so enthaltsam seyn, dürsten, hungern zu müssen!“ Diese Entbehrungen sind

nur im Anfang beschwerlich; bald verliert sich die Begierde, indem die Werkzeuge des Genusses matt und schwach werden. Der Magen ist ekel: wornach uns gelüstete, das wird uns zuwider; am Ende erstirbt auch jedes Verlangen. Wie könnte es aber schmerzlich seyn, zu entbehren, was man nicht mehr verlangt? Dazu kommt, daß jeder Schmerz unterbrochen wird, oder wenigstens nachläßt. Auch kann man ihn verhüten, wenn er erst bevorsteht, durch Arzneimittel ihm begegnen; denn jeder Schmerz schickt seinen Vorboten voraus, zumal wenn es ein gewöhnlich wiederkehrender ist. Jede Krankheit aber läßt sich ertragen, wenn man das Aeußerste, womit sie droht, verachtet.

Mache Dir Dein Leiden nicht selbst schwer, und belaste Dich nicht mit Klagen. Der Schmerz ist leicht, wenn die Einbildung ihn nicht vergrößert, wenn Du vielmehr Dich aufmunterst, und sprichst: „es ist Nichts,“ oder wenigstens: „es ist nicht bedeutend; ausgehalten! es wird nun gleich aufhören.“ Du wirst ihn leicht machen, wenn Du ihn dafür hältst. Alles hängt von der Einbildung ab: nicht nur die Ehrbegierde, die Vergnügungssucht, der Geldgeiz richtet sich nach ihr; wir leiden auch Schmerzen aus Einbildung. Jeder ist in dem Grade unglücklich, in welchem er es zu seyn glaubt. Auch die Klagen über vorübergegangene Schmerzen und Aeusserungen, wie diese, sind verwerflich: „so schlimm war es noch Niemanden! Welche Beschwerden, welche Martern habe ich durchgemacht! Kein Mensch glaubte an mein Aufkommen. Wie oft schon ward ich von den Meinen beweint, wie oft von den Aerzten aufgegeben! Auch wer auf der Folter liegt, wird nicht so zerquält!“ Mag dergleichen auch wahr seyn: es

ist nun einmal vorüber. Wozu ehemalige Schmerzen wieder auffrischen, und elend seyn wollen, weil man es war? Ueberdieß macht Jeder gern sein Leiden größer, und belügt sich selbst. Was man Herbes zu dulden hätte, ist angenehm zu erzählen, und es ist so natürlich, über das Ende seines Uebels sich zu freuen. Beides ist also abzuthun, die Furcht vor dem künftigen, und das Andenken an das vergangene Ungemach: jenes berührt mich noch nicht, und dieses nicht mehr. Aber mitten unter den Widerwärtigkeiten spreche man:

Einstens gedenk' ich vielleicht auch dieses Leidens behaglich *).

Mit ganzer Seele kämpfe man dagegen: man wird überwunden, wenn man weicht; überwinden wird, wer gegen seinen Schmerz ankämpft. Aber die Meisten reißen den Einsturz über sich herein, welchem sie wehren sollten. Versuchst Du, Dich Dem zu entziehen, was über Dir hängt und Dich drängt und drückt, so wird es Dir nachsinken, und nur um so schwerer auf Dir lasten, während Du es von Dir schaffen kannst, wenn Du Dich mit Anstrengung dagegen stemmst. Die Athleten — wie viele Streiche erhalten sie nicht in's Gesicht, wie viele auf den ganzen Körper? Doch ertragen sie jede Quälerei, aus Begierde nach Ruhm; und nicht nur im Kampfe leiden sie Solches, sondern **für** den Kampf; denn schon die Vorübung ist Quälerei. So wollen denn auch wir siegen in einem Kampfe, dessen Preis nicht ein Kranz, noch eine Palme, oder ein Herold ist, der für den Ausruf unseres Namens Stille schafft, sondern Tugend und Seelenstärke und

---

*) Virg. Aen. I, 203.

jener Friede, den wir für immer erworben, wenn wir einmal einen Sieg über das Schicksal errungen haben!

„Aber ich leide so schwer!" Wirst Du weniger leiden, wenn Du Dich benimmst, wie ein Weib? Wie der Feind am verderblichsten ist, wenn man vor ihm flieht, so dringt auch jedes zufällige Ungemach am heftigsten auf den Nachgebenden und Weichenden ein. — „Aber es ist so schwer, was ich leide!" Sind wir darum stark, um Leichtes zu tragen? Willst Du lieber eine langwierige oder eine kurze, concentrirte Krankheit haben? Ist sie lange, so hat sie Unterbrechungen, läßt Erholung eintreten, gestattet viele freie Zeit; sie hebt sich nothwendig und nimmt wieder ab. Eine kurze, jähe Krankheit thut eines von beiden: sie nimmt ein Ende, oder macht eines. Was liegt aber daran, ob sie nicht mehr ist, oder ich? In jedem Fall hat der Schmerz ein Ende. — Auch wird von Nutzen seyn, den Geist auf andere Gedanken zu richten, und von dem Schmerz abzuziehen. Denke an das Gute und Tüchtige, was Du gethan; beschäftige Dich mit Deiner guten Seite. Laß Dir Alles nach einander vor die Seele treten, was Du je bewundert hast, Alle, die je mit hohem Muthe gehandelt und ihren Schmerz siegreich bekämpft haben; Jenen, der, während er sich die Krampfadern ausschneiden ließ, in seinem Buche fortlas, jenen Andern, der nicht aufhörte zu lachen, als seine Peiniger, eben hierüber ergrimmt, alle Werkzeuge der Grausamkeit an ihm versuchten. Und ein Schmerz, der durch Lachen überwunden worden, sollte es nicht durch die Vernunft werden können? Was Du nun auch nennen magst, heftigen Schnupfen, anhaltenden Husten, der mit Gewalt Theile Deiner Lunge auswirft,

ein Fieber, das brennend in Deinen Eingeweiden wüthet, und Durst und Gliederschmerz, der Deine Gelenke dreht und verkrümmt — ärger sind doch Feuerbrände und Foltern, und glühendes Blech, und jenes Eisen, welches, in die schwellenden Wunden gedrückt, sie aufreißt und vergrößert. Und doch gab es Diesen und Jenen, der bei dem Allem keinen Seufzer ausstieß. Nicht genug: er bat nicht, er antwortete nicht. Nein — er lachte, und lachte von Herzen. Wirst Du nach diesen Beispielen nicht Deiner Schmerzen lachen?

„Aber die Krankheit," sagst Du, „läßt mich nichts thun; sie entzieht mich aller Berufsthätigkeit." Sie hat nur Deinen Körper, nicht Deinen Geist in Anspruch genommen. Also hemmt sie den Fuß des Läufers, die Hand des Zimmermanns, des Schusters. Bist Du sonst gewöhnt, Deinen Geist zu brauchen, so wirst Du auch jetzt ermahnen, lehren, hören, lernen, fragen, Dich erinnern. Und ferner — glaubst Du nichts zu thun, wenn Du mit Fassung krank bist? Du wirst zeigen, daß die Krankheit zu bezwingen, wenigstens auszuhalten sey. Glaube mir, für die Tugend ist eine Stelle auch auf dem Siechbette. Nicht nur Waffen und Schlachtfelder geben Zeugniß von einem wackern, von Schrecknissen ungebeugten Geist: auch in der Umhüllung des Kranken bewährt sich der muthvolle Mann. Du hast genug zu thun: ringe tüchtig mit Deiner Krankheit: wenn Nichts Dich bezwingt, Nichts Dich erreicht, so stellst Du ein herrliches Beispiel auf. O welche reiche Quelle des Ruhmes, wenn wir Zuschauer unseres Krankseyns hätten! Sey Du Dein eigener Zuschauer: spende Dir selbst Lob.

Außerdem gibt es zwei Gattungen von Genüssen. Die körperlichen unterbricht die Krankheit, hebt sie jedoch nicht ganz auf, ja steigert sie bisweilen, wenn man es recht betrachtet. Mit größerer Lust trinkt der Dürstende; angenehmer schmeckt dem Hungrigen die Speise: was nach langer Entbehrung uns zugeht, wird begieriger genossen. Aber jene höheren und zuverlässigeren Genüsse des Geistes verbietet kein Arzt dem Kranken: wer auf solche ausgeht und den rechten Sinn dafür hat, verachtet alles, was den Sinnen schmeichelt. — „Der arme Kranke!" Warum? Er schmilzt seinen Schnee nicht durch Wein; er erhöht die Frische seines Getränkes, das er sich in dem geräumigen Pocale gemischt, nicht mit Eisstücken; er sitzt nicht an der Tafel, und öffnet sich keine Luc riner Austern; es treibt sich kein Gewühl von Köchen um seinen Speisesaal her, die sammt den Schüsseln auch die Herde herbeitragen; denn sogar das hat noch die Genußsucht ausgesonnen: damit kein Gericht lau werde, damit Alles dem abgestumpften Gaumen heiß genug sey, bringt man die Küche auf die Tafel. Der arme Kranke! Er darf nur essen, so viel er verdauen kann. Kein wilder Eber ist ihm zur Schau gestellt, der ja doch als gemeines Fleisch wieder abgetragen würde; man thürmt keine Bruststücke von Federwild (denn ganze Vögel sieht man jetzt nicht mehr ohne Ekel an) in weiten Schüsseln vor ihm auf! — Was ist nun das ganze Unglück? Du wirst wie ein Kranker, ja vielleicht einmal wieder als Gesunder essen.

Aber jenes Alles, die dünnen Brühen, das lauwarme Wasser, und was sonst noch den verzärtelten, schlaffen, mehr noch am Geiste als am Körper kränkelnden Weichlingen

unerträglich dünkt, werden wir uns gerne gefallen lassen, wenn wir nur aufhören, vor dem Tode zu zittern. Und wir werden es, wenn wir nur erst das höchste Gut und das höchste Uebel gelernt haben: dann wird uns eben so wenig das Leben entleidet, als der Tod furchtbar seyn. Sattheit des Lebens kann sich unser nicht bemächtigen, da es uns so mannichfaltige, so wichtige, so göttliche Dinge zu betrachten gibt: nur träge Unthätigkeit pflegt zum Widerwillen gegen das Leben zu führen. Wer die Natur forschend durchwandert, dem wird die Wahrheit nie zum Ueberdruß werden: nur das Falsche übersättigt. Wenn dann der Tod kommt und ihn ruft, und wäre es noch so früh, und schnitte er die Lebenslänge in ihrer Mitte ab — des Lebens Frucht ist längst gewonnen: er ist reich an Erkenntniß der Wahrheit, und weiß, daß die Tugend durch längere Dauer nicht zunimmt. Aber Denen muß jedes Leben kurz scheinen, die es nach nichtigen, und darum unbegränzten Genüssen bemessen.

Durch solche Betrachtungen, und zuweilen auch durch die Beschäftigung mit meinen Briefen, richte Dich auf. Es wird die Zeit kommen, die uns wieder zusammenführt und vereinigt. Mag es dann auch noch so kurz dauern: die Kunst des Gebrauchs wird auch die kurze Frist zu einer langen machen. „Ein Tag des Weisen,“ sagt Posidonius, „bedeutet mehr, als das längste Leben eines Unwissenden.“ Inzwischen halte Du mit Kraft den Grundsatz fest: dem Widrigen nicht zu unterliegen, dem Glück nicht zu trauen, die ganze Willkühr des Schicksals Dir vorzustellen, als werde es, was es thun kann, auch wirklich thun. Was man lange erwartet hat, trifft minder hart.

Neunundsiebzigster Brief.

Scylla und Charybdis. Der Aetna. – Die Weisheit hat keine Grade; man strebe nach ihr ohne Rücksicht auf den Ruhm vor der Welt.

Ich erwarte einen Brief von Dir, worin Du mir von allem, was Deine Reise rings um Sicilien Dir Neues zeigte, und namentlich von der Charybdis umständliche und zuverläßige Nachricht gibst. Daß die Scylla ein Fels ist, welchen die Schiffer eben nicht sehr zu fürchten haben, weiß ich recht gut; aber ob die Charybdis der Sage entspricht, wünsche ich von Dir zu erfahren. Und wenn Du etwa Beobachtungen angestellt hast – die Sache verdiente es – so benachrichtige mich, ob die See nur bei einem bestimmten Winde jenen Strudel bildet, oder ob er bei jeder Witterung gleichmäßig entsteht; und ob es wahr sey, daß Alles, was von dem Wirbel erfaßt und verschlungen wird, mehrere Millien unter der See fortgeführt, erst bei dem Ufer von Tauromenium wieder zum Vorschein komme? Wenn Du mir diese Nachrichten gegeben haben wirst, so werde ich es wagen, auch den Auftrag Dir zu geben, daß Du mir zu Gefallen den Aetna besteigest, von welchem Einige behaupten, daß er abnehme und allmählig sich senke, weil er sich den Seefahrern sonst aus weiterer Ferne zu zeigen pflegte. Dieß kann seyn, nicht weil die Höhe des Berges selbst geringer geworden, sondern weil das Feuer abgenommen hat und minder heftig und reichlich aufsteigt, so daß es bei Tage nur als ein schwacher Rauch erscheint. Beides aber ist nicht unglaublich, sowohl daß der Berg an sich, indem er täglich Theile seiner selbst verschlingt,

abnehme, als auch, daß das Feuer sich nicht gleich bliebe, da es nicht aus sich selbst besteht, sondern, in irgend einem tiefen, hohlen Raume sich entzündend, von fremden Stoffen unterhalten wird. Im Berge selbst findet es nicht seine Nahrung, sondern nur seinen Ausweg. In Lycien ist eine sehr bekannte Gegend, von den Einwohnern Hephästion (Vulcanboden) genannt, deren Boden an mehreren Stellen durchlöchert ist, und durch welchen sich ohne allen Nachtheil für die Erzeugnisse ein unschädliches Feuer hinzieht. Es ist vielmehr ein blühendes, reichlich bewachsenes Land, indem die Flammen Nichts versengen, sondern nur mit mattem Scheine leuchten.

Doch ich behalte diese Fragen zurück, bis Du mir geschrieben haben wirst, wie weit von der Mündung dieses Berges der Schnee entfernt ist, der nicht einmal im Sommer schmilzt: so sicher ist er vor dem nahen Feuer. Du hast übrigens keinen Grund, diese Mühe, welche ich Dir verursache, mir aufzurechnen: Deinem eigenen begierigen Verlangen, den Aetna in einem Gedichte zu beschreiben, wirst Du es zu liebe thun, auch wenn es Dir Niemand auftrüge. Laß Dich aber nicht durch die bescheidene Rucksicht davon abhalten, daß schon alle Dichter diesen gefeierten Gegenstand behandelt haben. Daß schon Virgilius *) ihn in seiner ganzen Größe aufgefaßt hatte, war kein Hinderniß für Ovidius **), ihn ebenfalls zu behandeln, und beide schreckten den Cornelius Severus nicht ab. Allen gab dieser Gegenstand einen glücklichen Stoff; und die Vorgänger haben, wie ich glaube, nicht weggenommen,

*) Aeneide III, 571 ff.
**) Metamorph. XV, 340 ff.

was sich sagen ließ, sondern nur den Weg gebahnt. Es ist ein großer Unterschied, ob man einen bereits erschöpften, oder bloß schon bearbeiteten Stoff wählt: ein solcher kann täglich wachsen, und das schon Gefundene steht neuen Erfindungen nicht im Wege. Ueberdieß ist gerade der am besten daran, der zuletzt kommt: er findet die Ausdrücke schon fertig vor, die, anders geordnet, ein neues Ansehen haben; er bedient sich ihrer nicht als eines fremden Eigenthums, sie sind Gemeingut: die Rechtsgelehrten aber behaupten, daß bei Solchem kein Verjährungsrecht stattfinde. Ich müßte Dich nicht kennen, oder der Mund wässert Dir schon nach dem Aetna. Du wünschest, etwas Großartiges zu schreiben, was Deinen Vorgängern gleich komme. Mehr zu hoffen erlaubt Dir Deine Bescheidenheit nicht; und diese ist so groß, daß ich glaube, Du würdest dem Schwunge Deines Genies Einhalt thun, wenn Gefahr wäre Jene zu übertreffen: so groß ist Deine Verehrung für die Früheren.

Unter vielem Andern hat die Weisheit auch dieses Gute: man kann von einem Andern nur so lange übertroffen werden, als man im Aufsteigen begriffen ist; bist Du auf die Höhe gelangt, so ist alles gleich; es findet kein Aufwärts statt: man steht. Nimmt die Sonne an Größe zu? Erweitert wohl der Mond seinen gewöhnlichen Umfang? Das Meer wächst nicht: die Welt behält gleiches Maß und gleiche Verfassung. Was seine volle Größe erreicht hat, kann nicht weiter steigen. Alle Weise sind sich gleich nach Art und Größe: der Einzelne von ihnen wird seine eigenthümlichen Gaben haben: Einer wird gefälliger im Umgang, ein Anderer gewandter seyn; der Eine wird mehr ausgebildete, der Andere mehr

natürliche Beredsamkeit besitzen: aber das Eine, wovon sich's handelt, was den Glücklichen macht, ist bei Allen gleich. Ob Dein Aetna allmälig in sich zusammen sinken könne, ob die fortwährende Gewalt der Flammen jenen erhabenen, in weite Ferne auf hoher See hin sichtbaren Gipfel zu erniedrigen vermöge, weiß ich nicht; aber die Tugend wird keine Flamme und kein Einsturz niederwärts ziehen. Ihre Majestät ist die einzige, die von keiner Erniedrigung weiß, die nicht weiter, noch zurückgehen kann. So ist ihre Größe, wie die der Gestirne, fest bestimmt. Ringen wir uns zu ihr empor! Vieles schon ist gethan — doch nein, wenn ich die Wahrheit gestehen will, Vieles nicht. Man ist noch nicht gut, wenn man besser als die Schlimmsten ist. Wer kann sich viel auf seine Augen zu gute thun, wenn man den Tag nur erst ahnt, wenn die Sonne kaum durch Nebel bricht? Wir begnügen uns indessen, dem Dunkel entgangen zu seyn; aber noch genießen wir nicht der Wohlthat des Lichtes. Dann werden wir Ursache haben, uns Glück zu wünschen, wann unser Geist, entrückt der Fusterniß, in welcher er hier sich umtreibt, nicht mehr einen schwachen Schimmer nur von der fernen Helle erblickt, sondern den vollen Tag aufnimmt, und seinem Himmel wiedergegeben ist; wann er die Stelle eingenommen hat, welche ihm durch sein Werden schon angewiesen ist. Denn nach oben ruft ihn sein Ursprung. Er wird aber dort seyn, noch ehe er aus dieser Haft entlassen wird, wenn er seine Gebrechen von sich wirft, und rein und unbeschwert zu göttlichen Gedanken sich emporschwingt.

So laß uns thun, theuerster Lucilius; darnach laß mit vollem Drange der Seele uns streben, mögen auch Wenige,

mag Niemand darum wissen! Der Ruhm ist der Schatten der Tugend: er begleitet sie auch ohne ihren Willen. Allein wie der Schatten uns bald vorangeht, bald uns zur Seite oder in unserem Rücken ist: so ist der Ruhm bisweilen vor uns, und bietet sich uns zur Schau; bisweilen hinter uns, und ist dann um so größer, je später er kommt, weil der Neid ferne ist. Wie lange hielt man den Democritus für verrückt? Socrates Namen schien die Fama kaum nennen zu wollen. Wie lange wußte der Staat nichts von Cato? Er verschmähte ihn, und verstand ihn erst erst, als er ihn verloren hatte. Des Rutilius Unschuld und Tugend würde unbekannt geblieben seyn, wenn er kein Unrecht erlitten hätte: sie erglänzte helle, als er verletzt ward. Dankte er nicht seinem Geschick, und gewann seine Verbannung lieb? Ich redete von Solchen, welche das Schicksal verherrlichte, indem es sie mißhandelte. Aber wie vieler Menschen Tugenden sind erst nach ihnen zu der Leute Kenntniß gekommen? Wie Manche hat die Fama erst aus ihren Gräbern hervorgerufen? Du weißt, wie sehr Epicurus nicht bloß von den Gebildeteren, sondern auch von der großen Menge der Unwissenden bewundert wird. In Athen selbst, in dessen Nähe er in der Stille lebte, kannte man ihn nicht. Viele Jahre nach dem Tode seines Metrodorus schloß er einen Brief, in welchem er seine Freundschaft mit jenem in dankbarer Erinnerung feierte, mit folgenden Worten: es habe ihm und Metrodorus bei dem vielen Guten, das ihnen geworden, nicht geschadet, daß das ruhmreiche Griechenland sie nicht gekannt, ja kaum ihre Namen vernommen habe. Hat man ihn nicht erst, nachdem er nicht mehr war, aufgefunden? Haben nicht seine

Meinungen erst spät Aufsehen erregt? Auch Metrodorus sagt Dieß in einem seiner Briefe: er und Epicurus hätten sich nicht sonderlich bemerklich gemacht; aber in der Folge werde er und Epicurus und Alle, die in dieselben Fußstapfen treten wollten, einen großen, vielgenannten Namen haben. — Keine Tugend bleibt verborgen, und war sie es eine Zeitlang, so ist es ihr Schade nicht. Es kommt der Tag, welcher die verborgene und durch die Ungunst einer schlechten Zeit verdrängte ans Licht ziehen wird. Für Wenige lebt, wer nur an sein Zeitalter denkt. Viele Jahrtausende, viele Nationen werden nach uns kommen; blicke auf Diese! Wenn auch allen Denen, die mit Dir leben, vom Neid Stillschweigen geboten ist, so werden nach Dir welche kommen, die ohne Haß, wie ohne Vorliebe richten. Wenn also der Tugend aus dem Ruhm irgend ein Werth zugeht, so ist auch dieser nicht verloren. Zwar werden die Reden der Nachwelt uns nicht mehr erreichen; doch wird sie uns, auch ohne daß wir es inne werden ehren und im Munde führen. Keinem hat die Tugend, weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode, der Dank versagt, wenn er nur aufrichtig ihr zugethan war, wenn er sich nicht zierte und schminkte, sondern immer Derselbe war, mochte er angekündigt oder unvorbereitet und unerwartet erscheinen. Verstellung richtet nichts aus: nur Wenige täuscht ein leicht übertünchtes Aeußere: die Wahrheit ist nach allen Seiten stets dieselbe. Alles Trügerische hat keinen festen Grund. Die Lüge ist eine dünne Hülle: sie ist durchsichtig, wenn Du sie genau betrachtest.